

Mordechai Strigler
Schicksale

Mordechai Strigler

Schicksale

Verloschene Lichter IV

Ein früher Zeitzeugenbericht
über die Opfer der Schoah

Herausgegeben von Frank Beer
Aus dem Jiddischen von Sigrid Beisel

Mit freundlicher Unterstützung der Hamburger Stiftung zur Förderung von Wissenschaft und Kultur.

Der Herausgeber dankt Frau Leah Strigler für die freundliche Genehmigung zum Abdruck der deutschen Ausgabe sowie Frau Brigitte Bilz und Frau Ruthild Stobbe fürs Korrekturlesen.

Deutsche Erstausgabe

© 2024 zu Klampen Verlag · Röse 21 · 31832 Springe
www.zuklampen.de

© der Originalausgabe by
Mordekhai Shtrigler

Titel der Originalausgabe:

Goirolais. Bukh fir fun dem tsikl »oysgebrente likht«
(Schicksale. Band IV der Reihe »Verloschene Lichter«)

Unión Central Israelita Polaca en la Argentina
(Zentralverband der Polnischen Juden in Argentinien), Buenos Aires 1952

Satz: Germano Wallmann · Gronau · www.geisterwort.de
Umschlaggestaltung: Stefan Hilden, Hildendesign · München ·
www.hildendesign.de

Covermotiv: © HildenDesign unter Verwendung mehrerer Motive
von Shutterstock und Midjourney

Druck: CPI – Clausen & Bosse · Birkstr. 10 · 25917 Leck ·
www.cpidirect.cpi-print.de

ISBN Print 978-3-98737-002-1

ISBN E-Book-Epub 978-3-98737-397-8

ISBN E-Book-Pdf 978-3-98737-398-5

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Mordechai Strigler (1918–1998)

Vorwort

von Marion Eichelsdörfer

»Mein weiterer Aufenthaltsort ist unbekannt und ich weiß nicht, wohin es mich treibt – oder ich getrieben werde ...«¹
Mit diesen Worten eröffnete Mordechai Strigler im Mai 1945 seinen ersten Brief aus dem befreiten Buchenwald an den Schriftsteller H. Leivick in New York. Nach fast sechs Jahren, in denen er von den Nationalsozialisten in zwölf verschiedene Lager verschleppt worden war, war mit dem Moment der Befreiung zwar Erleichterung eingetreten, aber auch viel Unsicherheit mit Blick auf die Zukunft.

Mordechai Strigler wurde 1918 in Zamość (Polen) geboren. Er besuchte dort eine *Mussar*-Jeschiwa und studierte in anderen Jeschiwot wie Luck und Kleck, hier unter Rabbiner Aharon Kotler (1891–1962). Als er 1937 nach Warschau zog, arbeitete er als *Matif* (Moralprediger) in der Großen Synagoge, vermehrt aber auch als Journalist, Schriftsteller und Lehrer. Zum Zeitpunkt des Einmarsches der Deutschen in Polen versuchte Strigler, nach Russland zu fliehen, wurde aber von den Deutschen gefasst und zunächst in das Ghetto seiner Heimatstadt Zamość gebracht. Hier waren bereits seine Eltern und Schwestern eingesperrt. Mit der Auflösung des Ghettos zwischen dem 16. bis 18. Oktober 1942 wurde er in verschiedene Lager zur Zwangsarbeit verschleppt. Im Juni 1943 wurde er nach Majdanek gebracht, wo er sieben Wochen war, bevor man ihn in das Arbeitslager Skarżysko-Kamienna (Werk C) brachte. Über seine Erfahrungen und Beobachtungen in Majdanek verfasste Strigler den ersten Band seines Zyklus *Oysgebrente*

1 Yechiel Szeintuch: Introduction to the correspondence between M. Strigler and H. Leivick 1945–1952, Jerusalem 2015, S. 47. (Eigenübersetzung der Autorin)

Likht (Verloschene Lichter), der 1947 in der Reihe *Dos Poylishes Yidntum* (Nr. 20) in Buenos Aires erschien.²

Strigler begann seine schriftstellerische und journalistische Arbeit in der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen, aber seine Texte wurden erst mit Ende des Zweiten Weltkrieges in breiterer Öffentlichkeit wahrgenommen. All seine Arbeiten, die er bereits vor dem Krieg und in den Lagern verfasst hatte, waren verloren gegangen bzw. unwiderruflich zerstört worden. Gleich nach der Befreiung beschloss Strigler, alles noch einmal von vorne zu beginnen, und ermutigte auch andere Überlebende dazu.³

In seinem Vorwort zum Gedichtband *In a fremdn dor (In einer fremden Generation)*, 1947) geht Strigler auf die Umstände des Verlusts seiner Schriften ein. »Jedes Mal wurden andere Teile von ihnen [den Schriften] vernichtet ... So geschah es in den ersten Tagen des Krieges, als er [Strigler] zusammen mit seinen Manuskripten, einer jahrelangen Arbeit, in die Hände der Lubliner Gestapo fiel, und als ein paar gute Menschen ihn halbtot und zerschunden in einer abgelegenen Ecke der Stadt fanden, gelang es ihnen, ihn wieder ins Leben zurückzubringen; nur seine Werke waren in den Händen der Henker geblieben ... Später ... begrub er Manuskripte in einem Bauernhaus neben seiner Bettstatt und bis jetzt weiß er nicht, was damit geschehen ist ... Seine neuesten Werke, geschrieben in den Lagern um die ›judenreinen‹ Städte herum, konnte er selbst aufbewahren bis zur Schwelle der Gaskammer von Maidanek; dort kam er als Nackter heraus und ließ die Werke voll Wehgeschrei an jenem Ort zurück, wo sie zusammen mit seinen Schwestern, Brüdern und Freunden in die Flammen gingen ...«⁴

Später, im Werk C von Skarzysko-Kamienna, begann Strigler wieder zu schreiben, weil er seinen verlorenen Werken nachtrauerte. Er versuchte, sie aus der Erinnerung erneut zu schreiben. Als er schließlich weiter nach Buchenwald verschleppt

2 Vgl. Yechiel Szeintuch: Strigler, Mordechai, in: *Encyclopaedia Judaica*, second edition, Vol. 19, Detroit 2007, S. 258.

3 Vgl. Szeintuch (2015), Introduction, S. 31.

4 Mordechai Strigler: *In a fremdn dor. Lider un poemen*, Paris 1947, S. 9. (Eigenübersetzung der Autorin)

wurde, musste er wieder alles zurücklassen. Schließlich wollte er aufgeben und nicht noch einmal von vorne beginnen. »Ganze Teile waren aber in seinem verzweifelten Geist stecken geblieben. Sie begannen, sich dort wieder zeilenweise zu formieren.«⁵

Buchenwald war das letzte der zwölf Lager, in denen Strigler gefangen war. Dort arbeitete er für den jüdischen kulturellen Untergrund, der die Erziehung und Beschulung organisierte.⁶ David Newman (1919–2002) schrieb in seinen Memoiren, dass Mordechai Strigler sich bereits im Lager von Skarżysko-Kamienna, wo sich die Munitionsfabrik der Firma HASAG (Hugo Schneider Aktiengesellschaft) befand, daran beteiligte, kulturelles Leben selbst unter den schwierigsten Umständen aufrechtzuerhalten. An Sonntagen wurden Konzerte gegeben und Lesungen abgehalten, für die Strigler Texte verfasste und auch selbst vortrug. »Jeden Abend nach der Arbeit saß ich mit meinem neuen Freund Mordechai zusammen, um jiddische oder polnische Gedichte und Sketche oder Satiren über das Lagerleben zu schreiben.«⁷

Als die Gefangenen aus dem Lager von Skarżysko-Kamienna nach Buchenwald gebracht wurden, kam Newman mit Strigler zusammen in den Block 23 des Großen Lagers. Beide wurden im Sommer 1944 von einer Gruppe älterer jüdischer Gefangener ausgesucht, die mit dem kommunistischen Untergrund zusammenarbeiteten, um mit jüdischen Kindern und Jugendlichen zu arbeiten, die gerade aus den Arbeitslagern in Westpolen gebracht wurden. Sie sollten die Neuankömmlinge beaufsichtigen und mit ihnen arbeiten. Es war unter anderem Striglers und Newmans Aufgabe, für Beschäftigung zu sorgen und sie zu ermutigen. Sie unterrichteten die Kinder und Jugendlichen mit Geschichten und Liedern.⁸ Strigler schrieb in einem Brief an H. Leivick, er habe begonnen ca. fünfzig Jugendliche zwischen vierzehn und achtzehn Jahren im

5 Ebd., S. 10. (Eigenübersetzung der Autorin)

6 Vgl. Szeintuch (2007), Strigler, S. 258.

7 David Newman: Hope's Reprise, Chapter: Would I had never known this place, The Azrieli Series of Holocaust Survivor Memoirs, Toronto 2015, S. 4. (Eigenübersetzung der Autorin)

8 Vgl. ebd., S. 6 u. 8.

Geheimen zu unterrichten. Kurz vor der Befreiung musste er seine Vorträge schließlich vor über 800 Jugendlichen halten.⁹

In einem Videointerview des Yiddish Book Center erzählt Martin Schiller, der als Kind in Buchenwald war, dass er Mordechai Strigler begegnet war und von ihm Lieder gelernt hatte. Er war in einer anderen Baracke untergebracht als sein kleiner Bruder. Von Zeit zu Zeit gelang es ihm, ihn zu besuchen. In derselben Baracke traf er auf Mordechai Strigler. Er konnte ihn bei seiner schriftstellerischen Arbeit beobachten. *Vest lakhn* war eines der Lieder, die Strigler ihnen vorsang. Hierin ging es um das Gespräch zwischen zwei Jungen, Avremele und Motele. Der eine ist Optimist und verheißt ein glückliches neues Leben: »Vest lakhn! ... me hert shoy n di zignaln ...«, der andere fragt: »Wie kann ich lachen?«, und hält ihm den Verlust seiner Familie entgegen, während der Erste immer wieder positiv in die Zukunft schaut.¹⁰

Jack Werber war Blockschreiber im Block 23 unter dem kommunistischen Blockältesten Karl Siegmeyer und war ebenfalls Mitglied der Untergrundgruppe, die es sich zur Aufgabe gemacht hatte, jüdische Kinder zu retten. Werber schrieb sowohl über Newman als auch über Strigler und deren erzieherische Bemühungen. Strigler sei in Buchenwald als Lehrer und Schriftsteller hochangesehen gewesen. Er soll den Kindern Hoffnung und Mut gemacht haben, indem er ihnen Geschichten vom jüdischen Widerstand in der Vergangenheit erzählte. Aber die Aufgabe, die sich Strigler damit stellte, war nicht einfach, da schon manche der jüngsten Kinder keine Hoffnung mehr in sich trugen. So soll ein achtjähriger Junge gefragt haben: »Wozu soll ich zur Schule gehen? Ich komme hier sowieso nicht lebendig raus.«¹¹

Bereits am 4. Mai 1945, ungefähr drei Wochen nach der Befreiung, gab Strigler eine erste Zeitschrift für Schoa-Überlebende

9 Vgl. Szeintuch (2015), Introduction, S. 79.

10 Yiddish Book Center, Wexler Oral history Project, 2013 [<https://www.youtube.com/watch?v=n4cSZuAWP5I>, Min. 1:39-3:00, zuletzt abgerufen am 7.12.2023].

11 Jack Werber, William B. Helmreich: *Saving Children: Diary of a Buchenwald Survivor and Rescuer*, New Brunswick; London 2014, S. 101. (Eigenübersetzung der Autorin)

heraus: *Tkhiyes HaMeysim* (Auferstehung der Toten). Diese Zeitung beinhaltete sechs handgeschriebene Seiten, die aus selbst verfassten Texten zusammengestellt waren. Strigler eröffnete auf Seite eins mit einer kurzen Stellungnahme zur Frage »Farvos a tsaytung?« (Wozu eine Zeitung?): »Mit Herausgabe dieser Zeitung wird der erste Versuch einer jiddischen Presse für die Überlebenden veröffentlicht ... Wir sind wenige, Übriggebliebene! Eine Sache aber haben wir in den schrecklichen Jahren gelernt: Hartnäckigkeit! Wir werden uns darin verbeißen, alles erneut zusammenzutragen, es zu zementieren und mit allen physischen und geistigen Anstrengungen beginnen, gemeinsam unser Leben und unsere Welt aufzubauen ... Sind wir die letzten, die ihr Leben durchgeschleppt haben, oder gibt es noch andere, die auf unser erstes Lebenszeichen warten? Wie der biblische Noah schicken wir die erste Taube aus ... wird sie uns einen Gruß bringen? Verschiedene physische und psychische Schwierigkeiten haben sich im Verlauf der schweren Lagerzeiten an uns geheftet ... wir haben den Kontakt mit dem normalen Leben verloren und es ist unsere schwere Aufgabe, ihn wieder zu finden! Wir kennen die Erschütterungen, wir kennen aus eigener Erfahrung die große Nervenprobe und Geisteslast, die ihr, schwer geprüfte Freunde und Brüder, in euch tragt und wir wollen uns mit euch nicht wie Literaten und nicht wie Redakteure unterhalten, sondern wie einfache Menschen in der einfachsten klarsten Sprache ... Dies soll unser Weckruf sein. Wacht auf! Kommt, lasst uns zusammen in die neue Welt von Morgen aufbrechen!«¹²

Diesem ersten öffentlichen Auftreten nach der Befreiung folgte Striglers umfassender Aufruf *Tsu aykh shvester un brider bafrayte* (An euch, befreite Schwestern und Brüder), den er noch in Buchenwald Ende Mai 1945 verfasste. Einen Monat später, als er sich bereits in Paris aufhielt, überarbeitete er seinen Text und konnte ihn schließlich im selben Jahr in New York unter der Herausgeberschaft des *Arbeter Ring*

12 Yechiel Szeintuch: »Tkhiyes HaMeysim« – Halton HaRishon Shel She’erith HaPleta, *Khulyot – Journal of Yiddish Research*, No. 10, Winter 2007, S. 195. (Eigenübersetzung der Autorin)

(*Workmen's Circle*; seit 2019 *Worker's Circle*) veröffentlichen. Ähnlich wie in seiner ersten Zeitung für die Überlebenden ruft Strigler der *She'erit HaPleta*¹³ wiederum zu: »Hej du! Du bist doch frei! ... die Drahtgräuel, mit denen man eure Körper in Majdanek oder Auschwitz eingezwängt hatte, sind bereits aufgehoben; Man muss aber das Gefühl der Befreiung in sich haben, um aus der Psychose herauszukriechen, die sich bis zum Wahnsinn in eines jeden Seele eingegraben hat ... Wir müssen uns selbst befreien!«¹⁴

Strigler ging es darum, den Überlebenden wieder Selbstbewusstsein zu vermitteln, sich nicht mehr minderwertig zu fühlen, sich nicht verstecken zu müssen. Er sah in den Überlebenden vor allem den Samen, der neues Leben schafft, aus dem sich das jüdische Volk erholen muss und der die jüdische Kultur wieder aufbaut: »Auf den Ruinen des alten Europas wird neues Leben wachsen. Keine Bewegung und keine eifernde Fanatikergruppe, sondern ein Volk mit dem Namen: Der neue Jude! ... Wir werden als kulturelle Einheit auftreten, mit eigener Sprache, eigenen Dichtern, Denkern und Volksvertretern, und der kulturelle Jude braucht das kompakte, organisierte Judentum ... die all-europäische Föderation des geretteten Judentums ... gemeinsam sind wir die Kraft zum Aufbau, zum Wiedererschaffen! Es soll nicht »polnisch-jüdisch« gesagt werden, sondern europäisch-jüdisch.«¹⁵

Ungefähr zwei Monate nach der Befreiung begleitete Strigler eine Gruppe jüdischer Waisenkinder nach Paris, wo er sieben Jahre, von 1945 bis 1952, verbrachte.¹⁶ Es wird vermutet, dass Elie Wiesel in dieser Gruppe war, die in ein jüdisches

13 Aus dem Hebräischen übersetzt in etwa »übriggebliebener Rest«. Dies ist eine Selbstbezeichnung der Schoa-Überlebenden, die nach dem Krieg übergangsweise in Displaced-Persons-Camps in Deutschland leben mussten.

14 Mordechai Strigler: *Tsu aykh shvester un brider bafrayte. Nokhmilke-home-Problemen fun Yidishn Folk*, New York 1945, S. 3. (Eigenübersetzung der Autorin)

15 Ebd., S. 12, 16. (Eigenübersetzung der Autorin)

16 Smith, Dinitia: Mordechai Strigler, Editor of Yiddish Forward, dies at 76, in: *New York Times*, 12. Mai 1998.

Waisenhaus gebracht wurde.¹⁷ Dort war er Mitarbeiter und Herausgeber der Zeitung *Unser Wort* und engagierte sich in der kulturellen Arbeit verschiedener Organisationen, die von Überlebenden für Überlebende gegründet worden waren. Auch wenn Strigler überaus aktiv zu sein schien, war das Leben in Paris für ihn schwierig. Er fühlte sich fremd in dieser »normalen« Welt, es widerstrebte ihm, einfach zum Tagtäglichen überzugehen, und er spürte, dass er noch eine Verpflichtung gegenüber der Vergangenheit hatte: »Er zog sich in ein entlegenes Eck zurück, wie jemand, der mit dieser fremden, normalisierten Generation immer noch nichts zu tun hat ... In seiner Abgesondertheit grub er weiter in den Gräbern der Vergangenheit, lebte mit seiner verschwundenen und ausgelöschten Generation und suchte für sie – für sich und sein gepeinigtes Leben von früher – einen Funken Erlösung.«¹⁸

Als er noch in Buchenwald war, suchte Strigler bereits Kontakt zu anderen jiddischen Literaten und journalistischen Kreisen in den USA. Seinen ersten Brief schrieb er an H. Leivick (1888–1962) in New York. Ihn bewunderte Strigler bereits als Jeschiwa-Schüler. In seinem Gedicht *A lebn azoyns* (*Welch ein Leben*) schrieb Strigler über die verbotene Lektüre eines Gedichtbandes von Leivick während des täglichen Lernens in der Jeschiwa.¹⁹ Als er erwischt wurde und man von ihm verlangte, das Buch zu zerstören und zu schwören, solche Literatur nie wieder zu lesen, blieb er standhaft und zog die Konsequenz. Strigler verließ die Jeschiwa und suchte sich eine andere. Dieser erste Brief an Leivick vermittelte, wie das Zitat zu Beginn dieses Artikels andeutet, das Bild eines Überlebenden, der auf der Suche nach einem neuen Ort ist, an dem er seine schriftstellerische Arbeit fortführen kann. Leivick verstand Striglers Anliegen und erkannte in ihm einen talentierten Schriftsteller. Er publizierte das Gedicht *Der letster*

17 Vgl. Susanne Klingenstein: Mordechai Striglers *Majdanek* (1947); oder warum aus Motl Strigler nie ein Elie Wiesel wurde. Eine Buchvorstellung, Fritz Bauer Institut, Frankfurt, 17. Oktober 2016.

18 Strigler(1947), In a fremdn dor, S. 11. (Eigenübersetzung der Autorin)

19 Vgl. Ebd., S. 23–25.

yid in geto (Der letzte Jude im Ghetto), das Strigler seinem Brief beigelegt hatte. Das Gedicht über die Ermordung des letzten Juden in Striglers Heimatstadt Zamość, den Bäcker Mosche Rapoport, zeigte ein Ausmaß der Gräueltaten unter der Nazi-Herrschaft auf, das der damaligen Leserschaft bis dahin unbekannt war.²⁰

Leivick selbst war 1913 nach New York gekommen, nachdem er im Jahr zuvor seinem sibirischen Exil entkommen konnte. Er hatte vier Jahre in einem Arbeitslager verbringen müssen und wurde schließlich in einem viermonatigen Fußmarsch nach Witim gebracht. Er war dazu verurteilt worden, weil er öffentlich das zaristische Regime kritisiert hatte. So spielte in Leivicks eigenem Schreiben diese Erfahrung seines Lebens stets eine Rolle und ließ ihn gegenüber den Schoa-Überlebenden besondere Empathie empfinden. Seinen Gedichtband, der Texte der Jahre 1940 bis 1945 enthält, nannte Leivick *In treblinka bin ikh nit geven (Ich war nicht in Treblinka)*.²¹

In den sieben Jahren ihres Briefwechsels haben sich Strigler und Leivick dreimal persönlich getroffen. Das erste Mal im Rahmen einer Visite einer Delegation von drei Kulturschaffenden (H. Leivick, Sängerin Emma Shaver und der Schriftsteller Israel Efros), die der Jüdische Weltkongress in New York entsandt hatte. Am 10. April 1945 startete die Delegation, unter der Leitung der UNRRA (United Nations Relief and Rehabilitation Administration), und besuchte achtzehn DP-Lager in der amerikanischen Besatzungszone.²² Darunter waren die Orte München, Garmisch, Mittenwald, Landsberg, Holzhausen, St. Ottilien, Dachau, Föhrenwald, Tutzing, Gauting, Neu-Freimann, Ainring, Leipheim, Feldafing, Stuttgart, Berchtesgaden und Aschau.²³ Ende Mai 1946 wurde die Verlängerung

20 Vgl. Szeintuch (2015), Introduction, S. 31. Das Gedicht ist nachzulesen in Striglers Band *In a fremdn dor*, Paris 1947, S. 157–163.

21 Vgl. Jan Schwarz: *Survivors and Exiles. Yiddish Culture after the Holocaust*, Detroit 2015, S. 71.

22 Vgl. Szeintuch (2015), Introduction, S. 35.

23 Vgl. Tamar Lewinsky: *Un az in Treblinka bin ikh yo geven, iz vos?* H. Leyvik und die Sheyres-Hapleyte, in: *Leket. Jiddistik heute*, Bd. 1, Düsseldorf 2012, S. 545. Die Autorin verweist darauf, dass alle drei Delegationsmitglieder ihre Reiseeindrücke publiziert haben.

des Visums der Delegation jedoch abgelehnt und die Mitglieder waren gezwungen, Deutschland zu verlassen. Noch bevor sie alle Orte besuchen konnten, die sie eingeplant hatten, reisten sie nach Paris ab, wo sie vom 31. Mai bis 11. Juni 1946 blieben. Die dortigen Überlebenden organisierten verschiedene Treffen für sie, unter anderem mit Mordechai Strigler.²⁴

In den folgenden Jahren bis 1952 wurde Striglers journalistischer und schriftstellerischer Weg geprägt. Als er nach New York kam, war Strigler gerade mal 34 Jahre alt und dem jüdischen Lesepublikum bereits bekannt. Er hatte hunderte Artikel überwiegend in Jiddisch, aber auch in Hebräisch verfasst und bereits seine Schoa-Erfahrung in sechs Bänden in der Reihe *Dos Poylishe Yidntum* (*Das polnische Judentum*) veröffentlicht.²⁵

Leivick verfasste zum Band *Majdanek* ein Vorwort, in dem er Striglers Schriften empfahl, weil er in bis dahin unbekannter Weise die Abgründe des menschlichen Verhaltens schilderte: »Strigler war in der allerschlimmsten Hölle – in Hitlers Inferno; was er dort sah, hat nicht nur mit Hitler, nicht nur mit Nazideutschland zu tun, sondern mit dem ganzen Menschengeschlecht. Er sah das Grauenhafteste in der grauenhaftesten längsten Nacht, und – er sah auch den Juden in der längsten Nacht, und – auch sich selbst in der nämlichen Nacht ... Meine Begleitworte sind Ausdruck der Anerkennung für einen jungen Kollegen, der sich aus der Zerstörung erhoben hat und dessen Sendungsdrang nicht ruhen wird, ehe er uns alle mit seinen Erlebnissen bereichert hat. Er ist dazu berufen.«²⁶

Strigler fühlte sich tatsächlich zum schreibenden Zeugen berufen und er hatte sehr früh nach der Befreiung den Plan gefasst, seine Erfahrung aus sechs Jahren nazistischer Unterdrückung in diesem Bücherzyklus zu verarbeiten und dabei mit größter Genauigkeit vorzugehen. Dieses Anliegen verstärkte sich bei ihm noch, als er mit der Zeit erkannte, dass es bis dahin noch nicht gelungen war, sich ein vollständiges Bild

24 Vgl. Szeintuch: (2015), Introduction, S. 35.

25 Vgl. ebd., S. 33.

26 Mordechai Strigler: *Majdanek*. Ein früher Zeitzeugenbericht vom Todeslager, hg. von Frank Beer, aus dem Jiddischen von Sigrid Beisel, Springe 2016, S. 15 f.

von den Ereignissen zu machen, »obwohl so viel geschrieben wurde. Die Geschichte der ›Zerstörung der jüdischen Welt‹ muss noch aus dem Inneren heraus geschrieben werden ... das musste das Schicksal meines schriftstellerischen Sinns werden, beim nochmaligen Eintauchen der Feder in die Leiden unserer jüdischen Generation. Bei der Planung der Konzeption meiner Arbeit habe ich ein Lager ausgewählt, das von Leben wimmelte – und das den ganzen katastrophalen Weg unseres Schicksals in ganzer Tiefe symbolisiert. Maidanek war nur der Korridor zu noch tieferen Abgründen ...«²⁷

Der Charakter von Striglers Zeugnisliteratur ist vielfältig. Einerseits gibt es Passagen, die einem historischen Dokument gleichen, das die Ereignisse verzeichnet, andererseits durchmischt Strigler dies mit Aussagen anderer Zeugen und persönlichen Erinnerungen, aber auch Passagen, in denen er versucht, das Seelenleben der Mitgefangenen erahnend zu beschreiben.²⁸ Die sehr literarisch und poetisch gestalteten Texte des Autors lassen den Leser die geschilderten Situationen intensiv wahrnehmen. Strigler geht es hier nicht in erster Linie um eine chronologisch genaue Darstellung der Ereignisse, als vielmehr um die Vermittlung der verstörenden Eindrücke des Erlebten. In seinem ersten Brief an H. Leivick schreibt Strigler: »Ich muss aber wegen meiner Art zu schreiben etwas anmerken. Ich schreibe alle erlebten Eindrücke elementar und kondensiert. Ich möchte, dass nicht der kleinste Punkt angetastet wird, selbst an jenen Stellen, wo der Stil roh ist. In den Stunden, in denen ich schreibe – durchlebe ich die Sache ein zweites Mal, und ich will jene Stunden nicht mit dem geringsten Strich korrigieren.«²⁹

In New York war Strigler bis 1995 Herausgeber der sozialistisch-zionistischen Zeitung *Der Yidisher Kemfer* (*Der jüdische Kämpfer*). Hier veröffentlichte er Texte der bekanntesten jiddischen Autoren seiner Zeit: Abraham Reisen, H. Leivick,

27 Mordechai Strigler: *Goyroles, Dos Poylishe Yidntum*, Vol. 86, Buenos Aires 1952, S. 349 f. (Eigenübersetzung der Autorin)

28 Vgl. Schwarz (2015), *Survivors*, S. 74.

29 Szeintuch (2015), *Introduction*, S. 47 f. (Eigenübersetzung der Autorin)

Jacob Glatstein und Isaac Bashevis Singer.³⁰ 1978 erhielt er den Itzik-Manger-Preis für jiddische Literatur. Ab 1987 bis zu seinem Tod 1998 war er außerdem Herausgeber der jiddischsprachigen Tageszeitung *Forverts* (*Vorwärts*) in New York. Sowohl mehrere seiner jiddischen und hebräischen Novellen als auch über tausend seiner Kurzgeschichten, Essays und Artikel in jiddischen und hebräischen Zeitschriften erschienen nicht unter seinem Eigennamen, sondern unter Pseudonym.³¹ Strigler soll über zwanzig Pseudonyme verwendet haben, die er jeweils für ein bestimmtes Themengebiet, über das er schrieb, reservierte.³²

Strigler blieb sein Leben lang der jiddischen Sprache treu und publizierte in ihr. Dies ist sicher einer der Gründe, warum seine Literatur nicht zu seinen Lebzeiten den Weg zu einem breiteren internationalen Lesepublikum gefunden hat, wie es die Bücher anderer Überlebender, wie zum Beispiel die Elie Wiesels, geschafft haben. Erst in seinem Todesjahr 1998 kam eine französische Übersetzung seines Buches *Majdanek* heraus. Schließlich erschien 2016, kurz vor dem siebzigsten Jahrestag der Ersterscheinung, die deutsche Übersetzung von Sigrid Beisel unter der Herausgeberschaft von Frank Beer, der bereits an der Quellenedition *Nach dem Untergang. Die ersten Zeugnisse der Schoa in Polen 1944–1947* (2014) mitgearbeitet hatte. Mittlerweile sind 2017 Striglers *In den Fabriken des Todes* und 2019 *Werk C* erschienen. Mit dem Band *Schicksale* liegt nun der letzte Teil der Tetralogie *Verloschene Lichter* in dieser wertvollen Übersetzung dem deutschen Lesepublikum vor.

Dieser Artikel wurde zuerst veröffentlicht in: Landesverband der Israelitischen Kultusgemeinden in Bayern (Hg.): Jüdisches Leben in Bayern, 33. Jahrgang/Nr. 136, Rosch HaSchana-Ausgabe, 5. September 2018, S. 56–59.

30 Vgl. Smith (1998), Mordechai Strigler.

31 Vgl. Szeintuch (2007): Strigler, S. 258.

32 Vgl. Smith (1998), Mordechai Strigler.

Teil eins

Das Ende in Sicht

Kapitel eins

I

Ruhe bitte.

Es möge still sein! Viertausend Menschen schreiten jetzt in das nächtliche Maul von Werk C. Sie wissen noch nichts, gar nichts! Es ist besser so. Mögen sie die sich wiegenden Bäume sehen und die schlummernden Baracken. Möge alles taub und stumm sein und möge kein Skelettgesicht an den Fenstern auftauchen. Viertausend Menschen könnten die vermutlich letzte ruhige Nacht einbüßen, die ihnen beschert ist zu erleben.

Es ist besser so!

Genau deshalb schreiten sie würdevoll herein und ihre Schatten, in der nächtlichen Öffnung des Tores, krümmen sich nicht, zittern nicht. Neben dem Tor stehen nur einige Polizisten und etliche Menschen von der Verwaltung, die nicht aufhören zu zählen: 67 ... 69 ... 73 ... hundert!

Die Gesichter beim Tor künden davon, dass man hier lebt, dass man gesund ist! Deshalb drücken die Hereinkommenden ihr Bündel an sich, und die spitzen Torpfosten stechen noch nicht in ihre Hoffnung hinein.

Man wird sie durch seitliche Wege bis zu den neuen Baracken führen. Dort werden sie ihre Glieder auf den frischen Brettern der neuen Betten ausstrecken können. Müde sind sie gewiss von dem langen Weg, sie werden glücklich einschlafen. Die umstehenden Bäume werden sich wortlos wiegen wie fromme Blender und die Menschen werden vielleicht vor dem Einschlafen zu den Fenstern gehen und vor Freude seufzen: Ah, Bäume! Frische Luft!

Wie wenig die Welt braucht, um einen Menschen zu täuschen! Sie werden heute eine ruhige Nacht haben, um die sie sich morgen selbst beneiden werden. Alles ist schläfrig. Der ganze Tumult ist für ein paar Stunden in eine andere Welt

entschwunden. Nur von Zeit zu Zeit lässt sich eine Polizeipfeife hören. Danach trägt es das ferne Echo einer bekannten Stimme herüber: He, wie geht es dort mit der vierzehnten Baracke?

Schon voll bis zur Schwelle, Panie¹ Kommandant!

Und wieder zischelte die Stille wie eine verborgene Schlange in ihrem schwarzen Versteck. Wie es schien, war es schon arg spät gewesen, denn die Menschen in den Baracken gingen still von den Fenstern weg und begannen, auf den harten Lagerstätten zu schnarchen. Die Wache an den Zäunen hatte gewechselt und die zurückgehenden Polizisten gähnten laut. Auch am Tor, gegenüber von Mecheles Baracke, blieb nur ein Wächter, der träge an seiner farbigen Bude lehnte. Viertausend Menschen hatte das umzäunte Viereck gerade erst aufgenommen und es blieb an dem Ort, durch den sie vor kurzem hineingeschritten waren, nicht einmal ein Zeichen von ihnen.

II

Schon lange Zeit bemühte sich Dr. Rost überall um einen frischen Transport Juden. Endlich bekam er die Erlaubnis, sich die menschliche Beute mit dem Kommandanten Amon Göth² aus der Krakauer Jerozolimska zu teilen. Der Wachführer Schumann fuhr mit einer Gruppe von Werkschutzleuten dorthin und brachte sie in langen verschlossenen Waggons her. Die Zeiten schienen aber schon andere zu sein. Man behandelte sie besser als andere Transporte und sie brachten sogar ihre letzte Habe bis ins Lager.

Jetzt sind sie da und versuchen, in ihrer neuen Welt etwas Schlaf zu bekommen. Wie viele Männer sind gekommen? Wie

1 poln.: Herr.

2 Der 1908 in Wien geborene Amon Göth war Kommandant des KZ Plaszów, das sich in der Nähe der Jerozolimska-Straße in Krakau befand. Er wurde nach dem Krieg an Polen ausgeliefert und 1946 hingerichtet. Durch den Spielfilm *Schindlers Liste* wurde er weltweit bekannt. Weniger bekannt ist, dass Teile des Films auf dem ehemaligen Gelände der Munitionsfabrik in Skarzysko-Kamienna gedreht wurden.

viele Frauen? In der stummen Schwärze, die Mechele durch das Fenster sieht, kann er es nicht erkennen. Was tragen sie in ihren Rucksäcken? Auch das kann er nicht wissen. Nur das Herz in Mechele klopft wieder hastig wie bei jeder Begegnung mit einer in Geheimnisse gehüllten Sache, die neue Überraschung verspricht. Viertausend neue Menschen! Sie bringen Nachrichten aus einem anderen Teil der Welt mit sich und wissen sicher von vielen Geschehnissen, die man hier nicht kennt.

Er kann sich nicht schlafen legen. Das leichte, milde Lüftchen ruft ihn hinaus, zieht ihn an – und Mechele geht bis in den Korridor, öffnet die Außentür und atmet die feuchte, finstere Stille ein. Die Nacht einer deutschen Munitionsfabrik lässt sich nicht von Geheimnissen überraschen. Sie nimmt alles in sich auf und lässt es in ihren schwarzen leeren Keller hinab. Selbst die melancholischen Bäume stehen in solchen Nächten aufgerichtet, verwachsen mit der Dunkelheit, als stünden auch sie jetzt bei einem Lagerappell. Vermutlich hat ihnen jemand den Befehl gegeben, sie mögen mit ihrem wortlosen Getuschel aufhören, also schweigen sie. Und mit ihnen zusammen schweigen alle: die Menschen in den Baracken, die Schatten draußen, der Wald, die Fabrik, die ganze abgesonderte Welt.

Mechele möchte etwas von dem leisen Nachtrauschen aufnehmen, das die Luft immer für die Leere bereithält. In Werk C aber wird jetzt über die Schicksale von viertausend frischen Leben entschieden und niemand wird sich jetzt losreißen und herkommen, um dem neugierigen Jungen zu erzählen, was dieser hören will. Auch die Luft hält ihren Mund jetzt geschlossen. Nur von der anderen Seite der Straße erkennt Mechele die raue Stimme von Kommandant Wajzenberg: Was behelligst du mich so viel? Es ist nicht für alle Platz? Dann sollen sie diese Nacht über sitzen und das Werk C sitzend kennenlernen. Da sie so viel Gepäck mitgebracht haben, wie kann da für alle Platz sein?

Eine weiche, bittende Stimme neben ihm murmelte etwas. Die Wörter gingen auf dem Weg verloren und Mechele konnte gerade noch verstehen: Mädchen ... müde vom Weg ... so weit ...

Aber Wajzenberg ließ nicht lange reden: Nun ja, ich habe schon davon gehört. Man kennt die Litanei! Polizist sind Sie? Ein Lehrer! Ein wahrhaftiger Melamed³! Sobald sie ein Kleidchen sehen, kann man ihnen die Hüte abnehmen und ins Klosett werfen. Weiche Herzen kriegen sie sofort! Verdreh mir jetzt besser nicht den Kopf, weil ich morgen früh aufstehen muss.

Man hörte noch den salutierenden Knall zweier zusammengeschlagener Fersen und danach ließen sich zwei Paar Stiefel aus zwei verschiedenen Richtungen hören.

Damit war das nächtliche Wandeln in der Finsternis noch nicht beendet. Von allen Seiten konnte man vorsichtige Schritte von Polizisten hören. Eine grobe, kratzende Stimme, an der Mechele den Brotkommandanten Hercke Lederman erkannte, erhob sich gar laut und trunken: Jungs, wenn ihr glaubt, ihr hättet schon alles gesehen, dann sage ich euch, das stimmt nicht! Ihr hättet sehen sollen, wie »sie« auf die Jungen geguckt hat, dann hättet ihr verstanden! Einen Anfall hat sie schier bekommen. Und das ist nicht gut, seht ihr, ihr könnt mir wirklich glauben, dass das nicht gut ist! Ein Durcheinander wird es hier geben! Verlasst euch auf Hercke.

Wer diese »Sie« war und warum sie schier einen Anfall bekommen hatte, konnte Mechele sich nicht erklären. Deshalb konnte er auch nicht verstehen, was dadurch hier schlechter werden konnte. Und für wen?

Die Gruppe bewegte sich fort und ihr weiteres Gespräch war nicht mehr zu hören.

III

Am Morgen weckte man die Leute früher zur Arbeit. Auch der Morgenappell wurde in aller Eile abgehalten, als suche man eine Möglichkeit, die »Alten« des Lagers früher hinausschicken. Sobald die Tagschicht durch das Tor gegangen war,

3 Lehrer in einem Cheder, der Schule, in der die kleinen Kinder Lesen und Schreiben lernen.

ergossen sich über den Hof ganze Scharen von Neuankömmlingen. Sie hatten andere Gesichter als die Werk-C-niks: vollere, glattere. Auch ihre Garderobe war neu und elegant. Nur die Falten in den Kleidungsstücken zeugten vom Liegen in den Waggons. Sie verteilten sich in alle Ecken, trafen Bekannte und versuchten, einander anzulächeln und zu trösten: Nun, es ist noch nicht das Ende der Welt! Man ist an einem neuen Ort und weiter nichts! Man lebt noch, und niemand tut uns was!

Vom Tor her begann die Menschenmenge der Nachtschicht hereinzuströmen. Es tauchten die ersten ausgedörrten Skelette in ihren braunen und gelben Farben auf. Sie schauten sich erschrocken unter den frischen Einwohnern von Werk C um. Wer brauchte die? Bei einer Selektion durfte man neben solch einem nicht stehen! Das war eine der Vorsichtsregeln, die ein geübter Werk-C-nik sich merkte. Und hier waren so viele gekommen! Was ein Deutscher sich denken mochte, wenn man einen alten abgerissenen Hallenmenschen neben solche frischen Jungen stellte, wusste ein Werk-C-nik schon aus früheren Zeiten. Deshalb eilten sie mit ihren schleppenden Schritten bis zu den Baracken, als hätten sie Angst, jemand möge sie auch nur für eine Sekunde gegenüber diesen hier sehen.

Bei vielen erstarrte das vorgeblich fröhliche Lächeln leicht: So wird man hier? Genau so?

Aber für die Menschen der Nachtschicht wäre es eine Verschwendung gewesen stehenzubleiben und zu klagen, jeder Augenblick, den man den Schlaf aufschob, war ein verlorener. So warfen sie nur im Vorbeigehen ein paar abgehackte Wörter hin: Da guckt ihr! Werdet eine Woche älter und ihr werdet sehen, wie die Stiefel aussehen! Warum habt ihr keine Zeit zu warten? Wenn man es erlebt, wird man es sehen!

Und bald verlief sich die ganze Gesellschaft der hergefliegenen Skelette in alle Winkel und verschwand. Es sah aus, als seien die Baracken Gräber, die ihre Türen geöffnet hatten, und die Toten seien für einen Moment mit ihren gelben zerfetzten Flügeln herausgekommen. Nun, da sie sich den Lebenden gezeigt hatten, reichte es ihnen. Deshalb zogen sie sich wieder in ihre Ruhe zurück! Genug gespaßt mit den erschreckten abgenutzten Leben!

Die Köpfe bei den Neuen waren plötzlich gebeugt. Vermutlich hatten sie in einer Minute alles verstanden, denn das fröhliche Begrüßungsgeschrei war verstummt, und sie begannen, sich zu den neuen Baracken zu drängen. Jemand warf nur ein Wort über die Köpfe: Überall das Gleiche! Da braucht man sich nichts vorzumachen. Jeder Deutsche hat nur seine eigene Art, das zu erreichen.

Niemand antwortete etwas auf dieses Dahingebrommte.

IV

In dem neuen Strom befanden sich auch etliche große, starke junge Männer mit weiß-blauen runden Hüten. Das waren Polizisten aus der Jerzolimka. Sie brachten die Hoffnung mit sich, dass sie am neuen Ort wieder denselben Posten einnehmen würden. Also paradierten sie mit ihren breitgestreiften Hüten und den schwarzgrauen Uniformen.

Gleich beim Aussteigen aus dem Zug begannen sie, ihre Leute zu befehligen, halfen mit, Ordnung zu machen, und schrien herum. Die Leute kannten sie vom vorherigen Lager und deshalb gehorchten sie und ordneten sich unter. Sobald sie aber durch das Tor hereinkamen, verstanden sie, dass es hier nicht so glatt ablaufen würde. Hier gab es schon andere Polizisten, und zwar dutzendweise, die eine andere Art von Hüten trugen und wussten, welche Kontakte man pflegen musste, um den Gummiknüppel in die Hand zu bekommen.

Die frisch gekommenen Polizisten waren bald entmutigt und niedergeschlagen, sie schauten sich mit flehenden Blicken um. Dabei begannen sie, sich vorsichtig aus der ganzen angekommenen Menge hervorzuheben, bemühten sich, ihre Polizeiköpfe besser sichtbar zu machen. Die alte Polizeitruppe schaute auf sie vom ersten Moment an mit kühlen, stechenden Blicken wie auf welche, die kamen, um sich hier in ihre Welt hineinzudrängen. Also begannen die Neuen, sich näher bei der Kommandantenbaracke aufzuhalten, und versuchten, sich stärker vor den Augen der Kommandantin zu zeigen. Von allen Seiten warfen sie Blicke zu ihrem Fenster, warteten

und guckten sich die Augen aus. Sie hätten sich ihr zu Füßen geworfen, hätten gebeten, versprochen. Was hätten sie denn nicht alles gegeben, nur um einen kleinen Brocken der Macht zu behalten? Aber die Kommandantin im »Weißen Haus«, so tuschelte man, machte Pläne, wie genau eine neue Ordnung herzustellen sei.

Sie wollten auf keinen Fall so werden wie die Gelben, die sie hier entdeckt hatten. Das konnte man verstehen. Deshalb schrien die fremden Polizisten auf die eigenen Leute aus dem frischen Transport ein und strebten mit allen Mitteln an, dass man sie wahrnahm: Möge »sie« ihre Stiefel sehen, die Strenge in ihren Gesichtern und ihre gesunden Figuren! Dann würde sie sicher verstehen, dass sie noch von Nutzen sein konnten!

Für die Neuen brauchte man weitere Polizisten. Die neu angekommenen Ordnungshüter waren dafür geeignet: Sie kannten die Gruppe, sie wussten, wer »etwas« mitgebracht hatte und man konnte sich auf sie verlassen! Aber in der Kommandantenbaracke hatte man sich zurückgezogen, wollte keinen Blick auf sie werfen. Dutzende Menschen der alten Garde warteten schon lange in der Reihe. Man hatte ihnen zugesagt, dass sie die Polizeihüte bekämen, sobald ein neuer Transport einträte. Was also wollten die erst kürzlich Angekommenen? Sie bereiteten sich darauf vor, wieder die Macht zu übernehmen! Aber hier waren Menschen aus der Fabrik hergeholt worden, hatten ihre Arbeit gemacht und dem Weißen Haus gewisse Dienste geleistet. Sie waren mit allen örtlichen Gegebenheiten vertraut, und es lohnte sich nicht, sich mit ihnen anzulegen. Was sollte man tun?

Die alten Werk-C-Polizisten ließen sich immer wieder auf dem Platz blicken und schauten mit trüben, bösen Augen auf die neue Gruppe, die untertänige Blicke zum Fenster der War-kowiczowa warf. Dabei schafften sie es kaum, ihren Zorn zu unterdrücken: Wartet nur. Noch ein oder zwei Tage könnt ihr euch euren leeren Träumen hingeben! Wir brauchen bloß zu pfeifen und ihr müsst euch alle in die Reihe stellen. Dann werden wir wieder pfeifen und ihr müsst abmarschieren. Bis ans Tor der Fabrik werden wir euch bringen und dort werden die Meister kommen und eure festen Schultern betrachten.

Danach wird jeder Einzelne in eine besondere Halle kommen, und die Maschinen werden buchstäblich von dem unverhofften großen Glück anfangen zu brummen: schon lange nicht mehr solch gesunde, frische Hände an mir gespürt.

Kapitel zwei

I

Die Kommandantin von Werk C durchlebte gerade eine feberhafte Stimmung. Die Hoffnung, den kleinen Sekretär ihres Büros zu gewinnen, war zerronnen. Dieser hängte sich an seine junge Alinka und hatte für nichts anderes auf der Welt mehr Augen. Mareks kleine Geliebte ging wie ein herausgeputzter goldener Pfau umher und warf allen ein glückliches süßes Lächeln zu. Als Fela das entdeckt hatte, verschwand sie in ihrem Zimmer, schloss die Tür ab und blieb lange dort drinnen.

Sie wusste, dass das ganze Lager insgeheim seine ganze Sympathie der kleinen Warschauer Puppe entgegenbrachte. Sie war die Einzige, die der Kommandantin eine Kränkung zugefügt hatte, und dafür war ihr das ganze Lager dankbar. Fela wusste auch, dass ihre Polizisten sich über sie und ihr unterdrücktes Verliebtsein allerlei böartige Witze erzählten. Mehr als einmal stahl sie sich zur Wand der Polizeibaracke und belauschte sie. Dadurch wurde sie noch verbissener und wütender.

Alles in ihr düstete nach Rache. Sie wollte etwas tun, was das Lager aufregen würde und wodurch es ihre Macht auf besondere Weise zu spüren bekäme. Sie verabscheute die dandyhaften Polizisten, die ihr mit tänzelnden Schritten und hündischer Schmeichelei in den Augen entgegenliefen. Sie hasste auch ihre Schwester mit ihren ständigen Abenteuern und ihrer närrischen Verliebtheit. Genauso konnte sie den Schwager nicht mehr ertragen, der sich schon zu viel mit den Lagermädchen eingelassen hatte. Außerdem wuchs die Familie immer weiter an. Die Mutter hatte begonnen, Bekanntschaften unter den älteren frommen Juden zu schließen. Diese erschienen in der Kommandantenbaracke und erstachen sie regelrecht

mit ihren traurigen Blicken. Dazu hatte Feldman, der älteste Schwager, begonnen, jeden Abend Feste bei sich in der Stube zu veranstalten. Und seine zufriedenen Seufzer auf der anderen Seite der Wand ließen sie nicht zur Ruhe kommen.

Sie hörte sogar auf, in die Baracken hineinzuplatzen und die Mädchen mitten in der Nacht aufzuscheuchen oder die ausgezehrten Männer zu beschimpfen, warum sie Skelette seien und schon keine menschliche Visage mehr hätten.

In den früheren Zeiten, wenn die Deutschen Menschen zum Erschießen auswählten, war Fela als Erste auf dem Platz. Sie pflegte, erschrocken und aufgeregt zu sein. Nur ihre großen Nasenlöcher blähten sich, als hätten sie unbewusst Freude an dem besonderen Geruch, den der Tod hertrug. Sie tastete die Ausgesonderten mit dem Blick ab, wollte an ihnen erkennen, wie der direkt bevorstehende Tod aussah. Dabei hatte sie eine verborgene Freude daran, dass sie hier ein wenig Macht besaß mitzubestimmen und sie zitterte vor Glück, dass die menschlichen Leben sich wanden, als lägen sie in ihrer Hand. In ihren Augen strahlte dann ein besonderer Glanz künstlicher Aufregung, den sie nicht immer hinter dem schmalen Trauerrand verbergen konnte, den sie mitfühlend den zusammengepressten Lippen aufgesetzt hatte. Das Zusehen bei dem Vorbereitungsspektakel zu einer blutigen Ernte wühlte sie auf und man konnte nie wissen, was in ihr stärker war: der erschrockene Kummer oder das unbewusste Glück des Rausches und der Verzückung durch die Gefahr.

Sie hatte die Besuche des Todes zwischen den Baracken miterlebt. Das Bewusstsein, dass er hier anwesend war, aber nicht sie meinte, belebte und trug sie, erregte sie. Nach solchen Momenten war sie geneigt, alle Genüsse auszukosten. In solchen Nach-Selektions-Nächten wollte sie tanzen, hatte Angst, in ihrem Zimmer allein zu sein, und holte sich einen jungen Polizisten nach dem anderen, sie sollten bei ihr sein, sie bewachen, die Schatten vertreiben und ihre junge Vergessenheit und Sorglosigkeit so nahe wie möglich an sie herantragen.

Auch das hörte auf. Sie begann, alle von Werk C zu hassen, und damit fing sie auch an, alles zu hassen, was dort passierte. Manchmal wollte sie es ignorieren und spazierte mit

einem aufgesetzten fröhlichen Lächeln durch die Gassen. Sie setzte sich sogar bei den Konzerten in die vorderste Reihe und ließ allerlei Bewunderer und untertänige Schmeichler sie umschwärmen. Mitten in ihrer fröhlichen Stimmung riss sie sich aber los und lief zurück. Auf dem Weg griff sie ihre groß-äugige Tochter und verschwand mit ihr in ihrem aufgeräumten Zimmer.

Das ganze Lager wusste, dass etwas ganz Neues kommen müsste, das sie fesseln konnte. Ihr gekränkter Stolz ließ nicht zu, dass sie sich mit etwas befasste, das alle hier kannten und das schon lang zum Werk C gehörte.

II

Seit die Nachricht gekommen war, dass man einen neuen Transport bringen würde, bekamen Felas Augen wieder einen Glanz der Neugier. Sie hatte wieder etwas, dem sie entgegenblicken konnte. Und während die Menge in jener Nacht durch das Tor hereinschritt, musterte sie beim Schein der Torlampe die Welle der frischen Gesichter, suchte unter ihnen eines, das sie anregen würde. Aber es war schon spät und die Reihen zogen sehr schnell an ihrem Blick vorbei. Außerdem standen dort etliche Polizisten und beobachteten jede ihrer Bewegungen, sodass sie nicht auf einem bestimmten Gesicht verharren konnte, selbst wenn es sie für einen Moment angesprochen hatte. Sie musste sich Zeit lassen, musste die Menschen sich in ihren Baracken eingewöhnen lassen. Außerdem hatte sie viel Arbeit mit den Besprechungen mit ihren Unterkommandanten und den Verwandten.

Hier gab es jetzt die beste Gelegenheit, gegen alle zu intrigieren. Ihr Schwager Wajzenberg ging ihr schon lange genug auf die Nerven. Ihre Schwester, die Frau Wajzenberg, hatte ihren Geliebten und doch hörte sie nicht auf, Fela zuzusetzen, sie sei an all dem schuld, an ihrem Unglück. Hätte sie Wajzenberg nicht so hoch aufsteigen lassen, hätte er seine Wildheit nicht so ausgelebt, sondern sich mehr bei ihr aufgehalten, bei der Familie. Man sollte ihm jetzt seine Macht beschneiden.

Und der zweite Polizeikommandant, Feldman, hatte sich ein wenig zu sehr zurückgezogen. In der ersten Zeit zeigte er sich streng, ein Wichtigtuer mit einer starken Hand. Nachdem aber die Leute aus dem KL Majdanek angekommen waren, hatte etwas ihn in den Bann gezogen. Er pflegte mit abgerissenen jungen Leuten Umgang, die jiddische Lieder sangen und über eine jüdische Partei redeten, zu der er früher auch gehört hatte.

Noch dazu hatte er sich eine merkwürdige »Cousine« ausgesucht! Sie war so ruhig und schweigsam. Sie betrachtete alle Leute der Führungsschicht mit solch reinem und doch stechendem Blick, dass die Warkowiczowa begann, sich vor ihr zu fürchten. Gab es niemand anderen auszuwählen als nur dieses magere, kränkliche Mädchen? Wie passte sie zur Lagerleitung?

Alles weiß sie, die Fela Warkowiczowa: Feldman hat das Mädchen im Wald kennengelernt, als die ganze Gruppe der Abgerissenen dort gesessen hat und so etwas wie ein Konzert veranstaltet hat. Diese Blumcia gehörte zu der Aristokratie der Partei. Ihr Vater war einst ein ganz hohes Tier und dieser Angeber mit dem Gummistecken, der gestandene Kommandant Feldman, schmolz regelrecht dahin! Als er nur den Namen Lazar Krog⁴ hörte, begann er sofort, dessen verzogendem, dünnen Töchterchen nachzulaufen, und es ruinierte ihn!

Er läuft weiterhin als Kommandant umher, stürmt noch in die Baracken und schlägt auf die Köpfe ein. Wenn die Warkowiczowa zuschaut, macht er noch wilde Sachen, schleudert Menschen zu Boden, tritt sie mit den Füßen, wie es sich

4 Der 1887 in Wilna geborene Lozer Klog kam als Lehrjunge zu den Bundisten, die damals noch im Untergrund tätig waren. Noch als Jugendlicher führte er einen Streik in einer Druckerei an und wurde inhaftiert. Klog kam 1915 nach Warschau und wurde zum Vorsitzenden des jüdischen Druckervereins gewählt. Schließlich führte er alle jüdischen Drucker Polens an, arbeitete jedoch weiterhin als Schriftsetzer. Kurz vor Beginn des Zweiten Weltkrieges wurde er ins Warschauer Komitee des Bunds gewählt. Im Warschauer Ghetto war er im Untergrund tätig und kämpfte im Warschauer Ghettoaufstand, wo er ermordet wurde. Von seiner Familie hatten nur ein Sohn und eine Enkelin den Holocaust überlebt. Strigler änderte den Namen Klog leicht in Krog, anscheinend aus literarischen Gründen.

gehört. Es bereitet ihr Freude, dass er ihr damit gefallen will. Sie weiß aber, dass das schweigsame Mädchen mit der runden Nase mehr Macht über ihn hat. Wenn sie guckt, ist Feldman ein anderer. Dann nennt er den abgerissenen Jungen »Freund« und ihretwegen kriecht er in finstere Baracken und flüstert mit allerlei merkwürdigen Typen.

Fela ist nicht eifersüchtig als Frau! Als solche kann sie es nur auf ganz wenige sein. Aber sie will hier die Herrscherin sein, die Göttin des Lagers. Sie ist zufrieden, dass solche Männer wie Feldman ihre Bereitschaft zu dienen zeigen und versuchen, ihren Geschmack zu treffen. Aber über ihn herrscht faktisch eine andere. Jene ist schwach, hat keinerlei Autorität im Lager, aber ihre runden, glänzenden Lippen verziehen sich, wenn Feldman aufgebracht mit dem erregten Gummiknüppel, der in seiner Hand zittert, angelaufen kommt. Dann wird er schwach, schmiegt sich an das kleine Mädchen, und bittet auf Polnisch: Blumcia. Du weißt doch, ich muss. Anders würden sie nicht folgen.

Auch mit den anderen ist es nicht besser. Sie weiß, dass keiner hier im Lager sie liebhat. Selbst die eigene Tochter weiß nicht, was es heißt, einen Menschen liebzuhaben. Alle kommen sie zu ihr, legen sich ihr zu Füßen. Sie können sie streicheln, liebkosen und vergessen dabei nicht, ein besonderes Privileg zu erbitten. Ein Hund ist treuer als sie alle zusammen! Fela wird sie nicht mehr zu nahe an sich heranlassen! Nur von weitem! Sie kann aber auch weich werden, sie muss es manchmal. Sie erkennen ihre Schwäche, ihren fraulichen Instinkt, und nutzen diese Momente bei ihr aus.

Hier muss alles anders werden! Damit muss Schluss sein! Auch sie will einen eigenen Menschen haben, einen Vertrauten. Und zwar genau so einen, der sie liebhaben soll, der sie liebhaben muss. Wie das geschehen soll, weiß Fela noch nicht. Das muss aber sein, das muss kommen! Damit kann sie Sand in die Augen vieler Werk-C-Menschen streuen. Damit kann sie auch viele Niederlagen überdecken, von denen sie gar nicht wissen will, ob jemand sie kennt.

Viele Dinge müssen sich hier ändern, wenn Fela weiterhin zufrieden im Lager umhergehen will. Aber nur bei dem neuen

Transport ist es möglich, etwas zu arrangieren. Fela hasst es, zurückzustecken. Sie kann nur im Unbekannten suchen, zwischen den Neuen. Ha, wird sie dann triumphieren! Sie darf es aber nicht plump anstellen. Es müssen allerlei Listen, Kunstgriffe und Überraschungen angewendet werden. Geradlinige Handlungen verschaffen ihr niemals besonderes Vergnügen. Das geschieht schnell und brennt noch schneller aus. Man muss sich etwas ausdenken, selbst wenn das noch dauert!

III

Schon der dritte Tag, seit der Transport angekommen ist. Einen Teil von ihnen hat man schon in die Fabrik gebracht, auf die Hallen verteilt, und sie kommen am Abend mit dem braunen und gelben Mehl auf den schönen Anzügen zurück. In der Nacht muss die zweite Hälfte abmarschieren und Dr. Rost wird auch sie für alle Abteilungen aussortieren.

Die neue Polizeitruppe wird immer verzweifelter. Sie laufen jetzt noch ruheloser um Felas Fenster herum, suchen einen Weg, näher heranzukommen, und ziehen sich unentschlossen zurück. Fela sieht alles, aber sie hat Zeit. Je länger sie warten müssen, desto niedergeschlagener werden sie sein und desto nachgiebiger. Dabei stört es nicht, dass Wajzenberg immer wieder zu der Gruppe läuft, sie anschreit und auseinanderreibt. Man muss ihnen die ganze Sicherheit nehmen und dann, erst dann ...

Was dann sein wird, damit hat Fela sich noch nicht konkret befasst. Aber die bloße Erwartung von etwas, das sie innerhalb von Sekunden erschaffen kann, belebt sie wieder und treibt ihr wildes Blut aufs Neue an wie mit Peitschen. Sollen sie hier herumlungern! Mit voller Absicht zeigt sie sich nicht, sie sollen sie nicht einmal sehen. Das Gefühl, dass Dutzende Menschen sich jetzt die Augen nach ihr ausgucken, tut ihr gut und sie sitzt hier, lässt ihre Anweisungen durch ihre hübsche brünette Hausgehilfin mitteilen und stellt damit bei jenen die Geduld auf die Probe. Sie erschauert schon mit jenem süßen Zittern, das sie immer spürt, wenn so viele Menschen zum

ersten Mal auf sie schauen als die Mächtigste in dieser abgezäunten Welt.

Schon lang hat sie sich nicht mehr so herausgeputzt, die langen Haare gebürstet und sich gepudert; schon lang hat der silberne Spiegel sie nicht mehr in seinen hölzernen Armen gehalten und so viel ihres Lächelns und des künstlich zornig fixierten Blickes auf sich gespürt. Und dort, auf den blumengeschmückten Plätzen, neben der Polizeibaracke, zählt man derweil die Stunden. Ein Teil der »alten« Polizisten von Werk C beeilen sich sogar, den »Blauen« mitzuteilen: Bereitet euch vor. Man wird euch bald auf den Weg schicken.

Jene haben aber keine Lust mehr, weiter zuzuhören, und verschwinden in alle Richtungen. Von der Seite folgt ihnen noch Wajzenbergs Gelächter: Sie haben gemeint, dass es uns hier an Ware mangelt. Dabei lungern hier viele von meinen eigenen herum und haben keine Arbeit. Was soll ich also mit ihnen machen? Außer sie zum Traubaldachin zu führen. Und Hochzeit kann man hier nur mit einer Halle haben.

Alle Polizisten lachten unterwürfig mit. Sie bemerkten deshalb nicht einmal, wie Fela hell und strahlend aus ihrer Baracke heraustrat. Ihr Haar war kunstvoll als Kranz um den Kopf gelegt und ihre Augen bewegten sich in einer warmgebetteten Feuchte. Sie war jetzt jünger und schöner, mit Resten von kindlicher Gereiztheit, die sich bleich auf ihrer eingezogenen Unterlippe schlängelte.

Sie ging zu einer separat stehenden Gruppe neuer Polizisten und wandte sich mit gutmütiger Vertrautheit an sie: Nun, Jungs, was gibt es Neues?

Die Gruppe erwachsener Jungen verlor vor Verwunderung die Sprache. Das war sie? So redete sie? In ihrer Verwirrung begannen sie, etwas zu stammeln. Sie richtete sich derweil höher auf, was ihre schmale Schlankheit noch stärker betonte. Dabei entfalteten sich ihre Lippen, wurden weiter, mit jener besonderen Beugung, mit der sie immer deren leidenschaftliche Fülle unterstrich, die das Weiß ihrer Zähne umsäumte. Sprachlos standen sie da, als sie noch liebevoller fortfuhr: Wie gefällt euch unser Werk C? Habt ihr euch schon ein wenig eingelebt?

Von weitem wurden noch weitere der Neuen aufmerksam und kamen schnell näher. Von allen Seiten umringten sie sie, drängten sich und wollten ihre Worte mitbekommen. Jeder von ihnen wollte etwas sehr Kluges einstreuen, um ihren Blick auf sich zu ziehen und von ihr bemerkt zu werden.

Auf Felas Gesicht ergoss sich eine glückliche Röte. Ihre verborgene Schönheit, die nur in bestimmten ihrer Stimmungen hervortrat, zeigte sich jetzt frei auf ihrem Gesicht und schwelgte in ihren verschämten Farben. Sie wollte jetzt jedem von ihnen gesondert antworten, das ging aber nicht. In Fela stieg ein neues Gefühl hoch: Hier drängten sie sich nicht nur zu der Hauptkommandantin. Deren Ort hatte jetzt die gut frisierte und herausgeputzte Frau eingenommen. Deshalb verteidigte sie, die Glückliche, sich: Aber Jungs! Ich kann doch nicht mit allen gleichzeitig reden! Gut, heute wird keiner von euch zur Arbeit gehen, aber wählt unter euch einige Delegierte aus. Heute Abend bei mir, in Ordnung?

Sie signalisierte, dass die Unterhaltung beendet war. Alle machten ihr respektvoll den Weg frei. Sie entfernte sich mit wiegenden Schritten in ihren neuen Schuhen in Richtung des Lagers, wobei ihre gesund geformten Waden leise mitsummen. Sie sah gerade noch, wie Wajzenberg mit einem zornigen Ausspucken, das vom Wind verweht wurde, in die andere Richtung davoneilte. Mehr brauchte sie nicht für ihr Lächeln.

IV

Bei Nacht, als die ganze Abendgruppe abmarschierte, klopfen zwei Männer leise an Felas Tür. Sie lag ausgestreckt auf dem plüschenen Kanapee und ihre Haare waren in gewollter Nachlässigkeit arrangiert. Im Zimmer war es gemütlich und still. Nur aus ihrem grün aufflammenden Blick schrie ein erstickter Schmerz auf der Schwelle zum Glück. Sie war in dünne Seide gekleidet, die einen farbigen Kontrast zu dem dunklen Licht des Lampenschirms bildete.

Die zwei Delegierten der Polizisten aus dem Krakauer Lager verbeugten sich still wie vor einer Herrscherin in früheren

Zeiten und murmelten nacheinander ihre Namen. Dann bedeutete sie ihnen mit einer Geste, sie sollten sich setzen. In dem kleinen Zimmer hob sich ihr Blick mit dem messerscharfen Blitzen noch schärfer vor dem weichen Grün des Samtes auf ihrer Lagerstatt ab. In dem Gemisch aus Licht und Dunkelheit, das sich um ihren Körper und ihr gelöstes Haar legte, wirkte sie wie völlig von Geheimnissen umgeben und eingehüllt. Wie kam solch eine Frau hierher? Wie kamen ein tapeziertes Zimmer, ein Plüschkanapee, weiche Hausschuhe und dünne Seide in eine Welt aus Pikrin und Trotyl?

Die zwei Männer saßen überrascht da und wussten nicht, womit anzufangen. Fela setzte sich in gespielter Eile auf, legte den fülligen Arm auf das beleuchtete Tischchen und lehnte ihren wallenden Schopf daran. Dabei musterte sie mit dem Blick erst den einen, danach den anderen. Der Erste war ein Hochgewachsener, fast schon zu groß. Dafür waren seine Schultern ein wenig gebeugt. Auch sein Gesicht war knochig und langgestreckt. Seine halbgeschlossenen Augen waren von einer groben Hornbrille verdeckt, die ihm zu putzen einfiel, während sie ihn eingehend musterte. Er begann, in einem untertänigen Polnisch zu reden, in dem die harten R kratzten, wie ein Teil der Juden es so leicht nicht hinbekam. Es sah so aus, als habe man ihn als Redner ausgewählt, wegen seines scharfen Verstandes und seiner gedrechselten, ausgeklügelten Redeweise. Der ehemalige Wunderknabe in der Jeschiwa und spätere warmherzige Talmudgelehrte aus reichem Krakauer Haus, England, hatte schon mehrmals mit seinen scharfsinnigen Einfällen und geistreichen Ideen der ungehobelten Polizei ausgeholfen, die ihn deshalb in die Gruppe der Blauhüte aufgenommen hatte. Auch hier gestikulierte er mit den schlanken Händen, die sehr weit aus den kurzen Ärmeln herausragten. Er ereiferte sich immer mehr und sein schütterer, gekräuselter Haarschopf, der verwirbelt an seiner hohen Denkerstirn zu haften schien, warf wilde Schattenkreise auf das beleuchtete Stück der Wand. Fela selbst wusste nicht, ob sie ihm zuhörte oder nicht. Sie hatte ihren strengen Blick auf den zweiten Mann, der schweigend dasaß, gerichtet und sie registrierte: Ihr gegenüber saß ein großer, fester Mann. Seine

hellblonden Haare waren dicht und glatt gekämmt. Ein kräftiger Backenbart zog sich bis auf sein glattes, volles Kinn. Seine großen, hellgrünen Augen, die von einem Halbrund aus blonden Wimpern beschattet wurden, waren mit angespannter Entschlossenheit auf sie gerichtet. Er saß da und sagte gar nichts. Aber ihre Blicke berührten sich und innerhalb einer Sekunde war alles beredet und abgeschlossen. Er berührte seinen breiten, ledernen Gürtel und richtete sich auf wie jemand, der sich zum Gehen anschickte. Innerhalb dieser einen Sekunde war Fela verloren. Ihr ganzer Gesichtsausdruck verriet, dass sie Angst hatte, er würde tatsächlich gehen. Das genau hatte er gewollt. Danach konnte er selbstbewusst seine Beine übereinanderschlagen und die Steifheit seiner Pose lockern.

Englard, dem das Geschehen völlig entging, warf immer noch Reden in den Raum, obwohl sie schon lange nicht mehr nötig waren. Er wusste selbst nicht, wie lange er so geredet und sich ereifert hatte, während neben ihm ein stummer, ausführlicher Dialog mit Augen und leichten Körperbewegungen geführt wurde. Und als er es begriff, blieb ihm inmitten der aufgeheizten Luft das wiederholte »Szanowana pani«⁵ im Hals stecken. Also verstummte er.

Erst dann erhob sich der andere. Seine mächtige statuenhafte Figur warf ihren Schatten über alle Wände, machte den kleingewordenen Raum eng und gemahnte daran, dass Riesen sich vor keiner Nacht und vor keiner Frau ängstigten. Seine Stimme klang fest, sicher und gebieterisch: Die Kommandantin sollte wissen, dass sie nicht erst gestern Polizisten geworden sind. Sie wissen auch, mit wem man reden muss und wie. Die Sprache der Befehlshaber haben auch andere geschafft zu lernen, und wie man eine Tür öffnet, muss man auch niemandem beibringen. Er will einfach Folgendes sagen: Man braucht es nicht! Soll besser alles hier bleiben, wie es war. Die neuen Menschen sind an ihre Polizei gewöhnt. Und im Allgemeinen ist es besser, man bleibt unter sich. Was gibt es noch zu reden?

5 Poln.: »sehr geehrte Frau«.

Was geschah in jenem Moment mit Fela? Einer der beiden Anwesenden stand überrascht und erschrocken da und wusste nicht, was als Erstes zu tun. Er merkte plötzlich, dass seine ganze Beredsamkeit und alle seine klugen Einfälle gegenüber einem vollen, energischen Gesicht und fest geformten Schultern hier gar keinen Wert besaßen. Das verwirrte ihn derart, dass er seinen Polizeihut in den Händen knetete, bis der glänzende Schirm zerbrach. Er fühlte sich überflüssig, klein und unbedeutend und wischte sich fortwährend die Schweißtropfen von der hohen Stirn.

Dagegen fühlte sich der Zweite noch sicherer. Er reckte sich, rückte näher an sie heran und schaute aus seiner Höhe auf sie herab: Wie geht es weiter? Wann werden wir eine Antwort bekommen? Ich habe es eilig, weil ich noch in Erfahrung bringen muss, wohin meine Frau zugeteilt worden ist. Sie ist heute fort in die Fabrik.

Er schaffte es sogar, Felas Zittern zu bemerken, als er so gelassen und gedehnt die Wörter »meine Frau« ausgesprochen hatte. Ihr Blick wurde zornig und benebelt und sie wand sich, wurde kleiner.

Eine bessere Antwort brauchte er nicht.

V

Am nächsten Morgen wurde Werk C überrascht. Wie jedes Mal stürmte die Polizei in die Baracken und begann, die Schlafenden zu treiben und von den harten Lagerstätten zu ziehen. Dieses Mal aber kamen sie mit besonderem Zorn herein, als wollten sie hier einen besonderen Sieg feiern.

Die schlafenden Werk-C-niks spürten im ersten Moment nicht, wer so an ihnen zerrte und wessen Hände den Schlaf mit Stecken aus ihren Körpern schüttelte. Erst als sie mit Gewalt die Augen aufrissen, erkannten sie: Ein ganzer Trupp fremder Gesichter, mit blauen Hüten obenauf, waren wie ein Sturm in die Baracken eingefallen, schlugen auf Köpfe, Arme und Beine ein und dabei brüllten sie regelrecht vor Glück: Ihr habt gemeint, dass wir hier bei euch unsere Lungen ausspucken.

Wir werden es euch zeigen! Wir werden euch erst mal Respekt beibringen.

Und plötzlich erkannte man, dass eine neue herrschende Macht im Lager dazugekommen war. Auch ein Teil der alten Polizisten war überrascht. Die blaue Truppe hatte sich für den frühmorgendlichen finsternen Lauf unter sie gemischt und sie konnten es kaum glauben: Die »Blauen« sind schon im Dienst! Sie laufen schon, treiben an und schimpfen noch frecher und strenger als die anderen! Wann ist das passiert? Und wie?

Viel Zeit zum Nachdenken hatten sie nicht. An Gehorsam gewohnt verdauten sie auch dies schnell, zitterten kurz um den eigenen Polizeiknüppel und mischten sich dann schnell unter die neue Gruppe der freudig Triumphierenden. So musste es wohl sein!

Sobald die Tagschicht fort war, hinaus zum Sammelplatz, versammelten sie sich in einer abseits gelegenen Baracke und tranken Brüderschaft. Später zeigte sich, dass die Neuen schon ihre Leute bei der Torwache und an den Zäunen hatten. Wajzenberg und der frühere Polizeikommandant Feldman liefen verwirrt umher, und Feldman, beim Zwirbeln seines großen Schnurrbartes, raunte jedem seiner Freunde etwas ins Ohr.

Aber auch auf dieses Geheimnis musste Werk C nicht lange warten.

Am Abend, als die zweite Schicht sich auf dem Sammelplatz einfinden musste, erschien ein großer, kräftiger Mann mit scharfem Blick. Auf seinem Kopf glänzte ein neuer Polizeihut mit den drei Sternen eines Kommandanten. Er ging energisch und sicher bis zum Tor. Sein Polizeianzug war hell und saß gut und die glänzenden Knöpfe funkelten schon von weitem. Seine kratzende starke Stimme beherrschte bald den ganzen Platz. Auf der anderen Seite erschien Wajzenberg. Auch er begann, der Polizei Kommandos zu geben, befahl, die Menschen anzutreiben, und schrie mit übertriebener Strenge. In einem Augenblick war für alle klar, dass der neue, wie gemeißelt wirkende Mann der Stärkere und Selbstsicherere war.

Wajzenberg erteilte schon jetzt seine Befehle wie unter einem inneren Zwang und es war erkennbar, dass er damit etwas überschreien und überdecken wollte. Der frische gesunde Mann dagegen kommandierte mit einem ruhigen Ton, dem alle, ohne auch nur nachzudenken, gehorchten. Aus einer seitlichen Ecke tauchte die Kommandantin Fela auf. Sie trug ein blaues, dünnes Kleid und eine besonders hergerichtete Frisur. Sie hatte sich, wie es schien, für diesen heutigen Abend sehr herausgeputzt und vorbereitet. Jedes kleine Detail strahlte und strich deutlich die Kokettierende heraus. Es war das erste Mal, dass Werk C sie nicht in ihrer Kommandantengestalt sah, sondern als normale Frau.

Sie trug jetzt nicht die lange Peitsche mit der dünn auslaufenden Spitze. Sie sagte auch nichts und schrie nicht. Ihre strahlend grünen Augen musterten nur alle milde und ironisch. Vor aller Augen ging sie zu dem großen, fremden Kommandanten, steckte ihren fülligen nackten Arm unter seinen, blieb so stehen und warf mit einer unbewusst vergnügten Bewegung des Kopfes ihr offenes Haar nach hinten. Und als er einen weiteren Schritt machte, folgte sie ihm mit verloren trunkenen Schritten.

Die Gruppen stellten sich derweil gemäß ihren Hallen auf. Die Männerreihen standen still und schweigend. Hinter ihnen standen die Frauenabteilungen und flüsterten leise unter sich. Das Erscheinen des neuen Kommandanten ließ sie verstummen. Er trug jetzt einen breiten ledernen Gürtel wie ein hoher Offizier. Sein heller glatter Haarschopf spielte im Wind und einzelne Haarlocken tanzten ausgelassen auf seiner glatten, gesprenkelten Stirn. Seine großen gelblichen Augen strahlten jetzt etwas Befehlendes und Durchdringendes aus. Zweitausend Paar Mädchenaugen musterten ihn voller Eifersucht, Schreck und Neugier. Er sagte laut etwas und suchte dann jemanden mit seinem Blick zwischen den Reihen. Fela, die sich noch immer an seinen Arm klammerte, zog seinen Kopf zu sich heran und sagte etwas in sein blondbehaartes Ohr. Er setzte ein künstliches breites Lächeln auf und Felas grün blitzende Augen wanderten mit einem giftigen Lachen über die Frauenreihen.

Jemand gab laut ein Kommando: Marsch!

Die Reihen begannen wie abgerissene Stücke einer Schlange am Tor vorbeizuziehen. Der neue Kommandant streckte seinen wohlgeformten Körper. Neben ihm flatterte eine Frau in einem dünnen blauen Kleid. Er richtete aber den Blick auf einen Punkt in der Mitte des letzten Frauenabschnitts. Dort war die Reihe irgendwie nicht ausgerichtet und wankte zu allen Seiten. Er schrie aber nicht deswegen. Er schaute nur kühl und angestrengt dorthin.

In jener Frauenreihe schälte sich eine kleine Gruppe heraus, bildete einen Kreis und etliche Mädchenhände streckten sich zu einer bleichen Frauengestalt. Die junge schöne Frau dort wollte sich aufrecht halten, doch wankte sie und drohte zu fallen, sie klammerte sich an die Hände einer Nachbarin, einer zweiten.

Der neue Kommandant riss sich los, wollte näher hingehen. Aber eine feste Hand hielt ihn zurück. Er richtete seinen unverwandten Blick dorthin, seine Augen blitzten rot, loderten, wurden kleiner und zogen sich zurück.

Die Reihen eilten voran. Auch jene Reihe von Frauen richtete sich schnell aus, wurde wieder gerade. Die junge schöne Frau stand eingequetscht zwischen einigen Mädchenkörpern und ließ sich handlungsunfähig mitziehen. Ihr schwacher Schrei, der sich in die Höhe zog und versuchte, sehr weit vorzudringen, erstarb in der Luft.

Einige Neugierige aus der Gruppe reckten ihre Köpfe und trafen auf zwei stechende Augenpaare: von Fela und dem neuen Kommandanten. Schnell zogen alle ihre Köpfe wieder ein und ließen bis zum Hinausgehen die Augen auf das Tor gerichtet.

Eine grundlose Trauer legte sich auf alle, obwohl niemand sicher wusste, was hier geschehen war. Nur aus einer Reihe sehr weit hinten wisperte eine einer zweiten ins Ohr. Das Gemurmel setzte sich unhörbar fort und verbreitete sich bis in alle Winkel: Die Frau des neuen Kommandanten. Sie ist ohnmächtig geworden in der Reihe. Man hat sie kaum wegführen können.

Niemand brachte mehr ein Wort heraus. Im Hof blieb eine leere Stille zurück. Lediglich zwei Gestalten, hingestellt wie

Statuen, waren für eine Weile wie erstarrt. Seine Augen offenbarten unter der ganzen Härte einen feuchten Glanz, den er mit der geringsten Berührung aufzurühren fürchtete. Angeklammert an ihn stand Fela. Ihre Augen strahlten jetzt eine verführerische Fröhlichkeit aus. Auch sie rührte sich nicht vom Fleck, bis der Staub der Abmarschierenden in Richtung der Fabrik sich gesetzt hatte. Dann zog sie energisch an ihm: Komm!

Und beide gingen in Richtung ihrer Kammer fort.

Kapitel drei

I

Wer war sie denn, diese Hauptkommandantin? Sie hatte Macht, sogar viel Macht. Aber bei ihrer ganzen Bedeutsamkeit war sie eine Unglückliche und Beleidigte. Sie war dazu geboren, eine Herrscherin zu sein, sich alles zu nehmen, was das Leben ausmachte, und sie wollte es erreichen. Als sie jung war, hatte sie sicher gedacht, dass das alles leicht zugehen würde, wie ein Spiel. Niemals aber war sie in der Lage, diese Dinge tiefergehend zu betrachten. Deshalb konnte sie auch nicht wissen, dass man manchmal eine Sache in die Hand nahm, und doch war es nicht deins, und keine Macht konnte es zwingen, das zu werden.

So fühlte sie sich getäuscht, war beleidigt und verbittert. Ihr Stolz ließ diese Verbitterung noch stärker und ausgeprägter werden. Sie strebte ihr ganzes Leben lang danach, die Befehlsgewalt zu haben, Herrscherin zu sein. Hier hatte sie es erreicht! Deshalb wollte sie mit den Händen die Realität ihrer Macht begreifen. Sie schlug und tat allerlei wilde Sachen, um sich selbst davon zu überzeugen, dass ihre Herrschaft über Menschen nicht bloß einfache Fantasie, sondern Wirklichkeit war!

Aber bei ihrer Jagd nach der Macht wurde die Frau in ihr unterdrückt. Sie selbst hatte sich bändigen müssen. Wem hatte sie nicht schon alles versucht, näherzukommen. Sehr vielen. Sie hatte aber niemals einen jungen Mann mit jener besonderen Bescheidenheit und Sanftheit, die eine Frau zeigen muss, anziehen können. Selbst ihre zarten Worte kamen im Befehlston heraus und deshalb bekam sie nur jene besondere unterwürfige Zuwendung zurück, die die Menschen in einem Zustand der Angst darbieten können, auch wenn diese versteckt und besänftigt wurde.

Mit ihrer wilden, aufgewühlten Erotik fühlte sie sich von den starken, brutalen Männern aus Werk C angezogen. Sie berauschte sich an deren schrägem, obszöner Geschrei und dem Fieber ihrer behaarten Pranken. Fela hatte aber irgendwo gehört, dass es auch etwas Feineres und Edleres gab, das tiefer reichte als diese fleischliche Begierde und die lärmenden Orgien. Sie sehnte sich nach dieser Art von Gefühl, das nach allen leidenschaftlichen Ausbrüchen und aller verzehrenden Körperlichkeit bestehen bliebe; nach dem Gefühl von sanfter Stille, das nach einem warmen Blick, nach einer beiläufigen Berührung hängen blieb. Sie strebte danach und konnte es aber nicht erlangen.

Und auch, als sie ein Auge auf den jungen Sekretär des Büros geworfen hatte, musste sie ihre Macht hervorkehren. So stand diese ihr im Weg, ließ nicht zu, dass sie sich hinabbeugte und nachgiebig wurde. Stattdessen musste sie erkennen, dass ein kleines, tänzelndes Mädchen, das so schwach war und sich erschrocken an die starke Schulter des Sekretärs anschmiegte, stärker und mächtiger war als sie.

Herrufen und es sich mit einem Befehl nehmen, das konnte Fela. Sie konnte sogar erreichen, dass jene ihr zu Füßen lagen, ihr bittend in die Augen schauten. Allerdings mit einem kriecherischen Bitten, weil Fela ihnen den Polizeihut wegnehmen konnte, sie in eine schwere Halle oder zum Schießplatz schicken konnte oder es zumindest unterlassen konnte, sie davor zu bewahren. War das genug? Ihr reichte es mit der Zeit nicht mehr. Sie wollte noch etwas: Sie suchte Liebe in den Augen des anderen, eine Anhänglichkeit, wegen der dieser sich insgeheim nach ihr sehnen, an sie denken und ihr mit traurigem Schmachten nachblicken sollte. Das würde sie bei den behaarten, großen Jungen nicht finden können. Die kannten so etwas vermutlich gar nicht. Und als auch sie das haben wollte, kam solch eine kleine lächelnde Person wie die magere Alina und bewies, dass nur sie so etwas erreichen konnte.

Nur mädchenhafte Machtlosigkeit konnte es schaffen, so etwas für sich zu erobern! Wie also konnte jemand wie Fela davon träumen? Selbst wenn sie versuchen sollte, anders zu lächeln als bisher, würde es nicht herauskommen, wie es sein

sollte. Man würde sie später wieder mit ihrer langen Peitsche in der Hand und der strengen Kommandantenmiene sehen und alles wäre aus ihrem Gesicht wieder verschwunden. Man würde nicht aufhören, Angst vor ihr zu haben. Deshalb konnte hier auch niemals jenes Gefühl ihr gegenüber entstehen.

Sie entwickelte eine zornige Gereiztheit, die sich in all den Jahren in ihrem Inneren angesammelt hatte. Sie wurde böse auf sich, aber mehr noch war sie zornig auf all die Menschen, die von der Natur in einer bestimmten Art geformt waren. Sie hasste alle sanften schmeichlerischen Mädchen des Lagers und sie begann, auf alle stiefeltragenden Männer böse zu werden, deren ganze Härte es nicht geschafft hatte, ihre Empfänglichkeit für Zartheit und Liebkosung zu ersticken. Und wenn sich doch so jemand fand, war er schon in einer ganz anderen Welt, in der von ihm nicht mehr als ein Stück rauen Körpers geblieben war.

Sie konnte nicht mehr eines jener Mädchen werden, die in die Fabrik gingen und vor jedem lauten Schreien Angst hatten. Deshalb konnte sie auch nicht, wie diese es taten, große verwunderte Augen auf einen richten, der ihr gefiel, konnte nicht bereit sein, mit dem Blick zu rufen und zu versprechen, alles für eine Annäherung herzugeben, für eines seiner Worte, für seinen Schutz. Deshalb konnte sie auch deren Glück, ein Niemand zu sein, nicht haben. Sie wusste, dass sie das nicht konnte, also sonderte sie sich abends ab, warf sich auf ihr Kanapee und ließ die Augen über den geschwellenen Tränensäcken umherirren. Und deshalb musste sie auch mit Neid durch das Fenster beobachten, wie die Pärchen an den Abenden zwischen den Bäumen des Wäldchens spazierten und in ihrem Unglück glücklich lachten.

So musste sie manchmal ihre lederne Schlange in die Hand nehmen und hinausgehen, um die wimmelnden und lärmenden Menschen auseinanderzutreiben. Sie musste auch von Zeit zu Zeit in die Baracken stürmen, die nackten Mädchen, die sie mit erschrockenem Kreischen empfangen, von den Pritschen scheuchen. Manchmal platzte sie auch in eine Baracke mit skelettgleichen Männern hinein, schimpfte ein wenig und lächelte dann mit ihren geschminkten Lippen,

während die gebrochenen, gestern noch gestandenen Männer so eigentümlich auf diese schöne und gutgekleidete Frau starrten, die in der gelblichen Finsternis dieser düsteren Werk-C-Baracke dastand und sich über ihre fein gekämmten Haare strich.

Eine Menge Sachen musste sie tun, die Fela Warkowiczowa!

II

Niemand konnte wissen, ob sie einfach nur ihrem Alleinsein ein Ende setzen wollte, oder ob sie sich mit irgendjemandem zeigen wollte, damit alle sehen sollten, dass sie auf ihn, und nur auf ihn gewartet hatte. Ein ganzes Knäuel aus Nerven und Überlegungen wartete in ihr darauf, auszubrechen, und ihre Geduld reichte bis zu einem gewissen Augenblick, in dem sie enden und zusammenbrechen musste.

In ihrem Innern brannte der Schmerz einer Verlassenen, einer Frau, deren Liebe von einem Mann zurückgewiesen wurde. Je mehr Macht sie im Lager hatte, desto stärker wuchsen in ihr der Schmerz und das Gefühl der Beleidigung, sie musste sich in ihrem übergroßen Stolz verletzt fühlen, den sie nun versuchte, noch stärker aufzublasen.

In ihr hatte sich der Drang aufgebaut, Rache zu nehmen, einen Balsam zu finden, genau für jene Wunde, die in ihr brannte und ihr die Ruhe raubte. Sie musste einen Mann gewinnen, ihn sich nehmen, ihn buchstäblich aus dem Arm einer anderen herausreißen. Sie musste eine andere Frau im Kampf um ihn besiegen! Sie musste einen Mann in die Verlegenheit bringen, vor einer tragischen Wahl zu stehen: sie oder die andere, die er liebte, mit der er verbunden war.

Und erst dann, wenn dieser ihren weiblichen Finessen, ihrem Lächeln und ihren Reizen nachgeben würde, würde es sie besänftigen und beruhigen. Das eine Mal hatte die Jüngere und Schwächere, die hier gar nichts zu sagen hatte, Fela jenen dümmlich-lächelnden Marek weggenommen! Das war aber noch kein Beweis. Ein andermal kam jetzt sie, und besiegte die andere! Auch bei ihr musste es gerecht zugehen!

Sie musste einen Mann suchen, der hier eine Frau hatte; eine schöne und zarte, eine von ihm geliebte. Kein anderer würde in ihr das verborgene Geschrei, den Selbstzweifel stillen können.

Der Zufall wollte es, dass sie ihn sah. Etliche Tage nach der Ankunft bemerkte Fela den großgewachsenen, aufrechten Ragner zwischen den Bäumen, nicht weit von der Kommandantenbaracke. Eine schlanke, junge Frau stand zitternd neben ihm und klagte über etwas. Und der große Junge mit den strengen, stechenden Augen drückte sie zärtlich an sich und streichelte sie sanft.

Und an jenem Abend erschien er bei ihr zusammen mit dem großen, ausgedorrten und seltsamen England. Seine ganze Erscheinung und sein fester Gang strahlten eiserne Entschlossenheit und eine herrische Natur aus. Und in ihrem erregten Gemüt stellte sie sich vor, wie dieser fest entschlossene Mann seine Pflichten gegenüber einer Frau erfüllt, die er als seine erwählt hatte. Er erinnerte sie mit seinem Aussehen und seiner Art an ihren letzten offiziellen Mann. Sie erinnerte sich wieder an die Szene zwischen den Bäumen, als er seine schöne Frau so elegant und väterlich an sich gedrückt hatte. Und auch jetzt, als er zu ihr als Delegierter der neuen Polizisten gekommen war, saß er selbstbewusst da und wägte jedes Wort ab. Nur als er sich erinnerte, dass seine Frau heute das erste Mal zur Arbeit gegangen war und er nicht wusste, bei welcher Arbeit sie war und wie sie sich fühlte, erhob er sich vom Platz, und sein Gesicht zeigte eine ungeduldige Miene.

Dieser Gesichtsausdruck nahm sie gefangen! Diese Ungeduld auf seinem Gesicht musste sie für sich haben! Darauf wartete sie, und schon in ein paar Minuten konnte er sie mitnehmen, sie jener Frau geben, die Fela nur von weitem zwischen den Bäumen gesehen hatte. Sie durfte das nicht zulassen!

In dem Moment war Fela bereit, sehr viel dafür zu geben. Das war das Glück! Er durfte aber nicht von vorneherein wissen, was sie bei ihm suchte und was sie einer anderen wegnehmen wollte. Er redete streng, ließ Wörter über Orte fallen, wohin er Beziehungen hatte. Eigentlich hätte sie ironisch lächeln und ihm sagen müssen, dass man sie hier damit nicht

schrecken konnte, sie war davor gefeit und hatte schon genügend scharfe Zungen für immer zum Schweigen gebracht. Damit würde sie aber ihr Ziel nicht erreichen. Ihre Macht würde sich wieder in den Vordergrund drängen, alles einnehmen und abschrecken. Wollte sie das? Hatte sie davon nicht schon genug?

Nun, dieses Mal gab sie die Schwache, die Erschreckte, die ihre Erschrockenheit maskieren wollte, es aber nicht schaffte. Es lohnte nicht, ihr Spiel wegen ein paar neuen Polizisten zunichte zu machen. Sollten sie es ruhig werden! Sollten auch sie Gummiknüppel tragen und sich auf dem Hof austoben. Er aber sollte meinen, dass er es bei ihr nicht nur erreicht, sondern eingefordert hatte. Darin musste sie ihm nachgeben, und erst danach sollte ihre erschreckte Fraulichkeit ihn unsicher werden lassen, ihn verwirren. Das würde ihr Glück und Erfolg sein, ihre Rache und ihr sicherer Sieg.

Ihr nachgiebig gewordenes Lächeln spielte mit versteckter Bescheidenheit und Zustimmung mit ihm, die sie vorgeblich verdeckt halten wollte, aber nicht konnte. Nur er würde es erkennen können. Das würde ihm schmeicheln, er würde auf diesen Erfolg stolz sein und es zeigen wollen. Eines aber wusste sie: Nur auf diesem Weg würde es anders sein als sonst! Nur jetzt und mit ihm würde sie Arm in Arm hinausgehen können, sich an ihn hängen und über einen gewissen »Jemand« triumphieren, der sich in welcher Frau auch immer verkörpern mochte.

III

Das Übernehmen von Ragner und die Ernennung zum Kommandanten verursachte in Werk C einen besonderen, stillen Aufruhr. Das war zu schnell gegangen und deshalb so überraschend gekommen. Über ihn selbst war gar nichts bekannt. Gleich am zweiten Tag nach der stillen Übereinkunft zeigte er sich auf dem Platz in einer schönen, gutsitzenden Kommandantenuniform, an der die metallenen Knöpfe funkelten. Es war erkennbar, dass Felas Hand mit ihm Spiel war, um ihn zu

dekorieren und als ihren besonderen Schmuck herauszuputzen. Sie hatte für ihn irgendwo eine besondere Art Kokarde mit drei goldenen Sternen bekommen, dazu ein Paar neuer Stiefel mit kunstfertigen Absätzen. Jeder seiner arroganten Schritte verströmte ihren Geschmack.

Er selbst machte sich wenig aus der Angelegenheit. Seine großen kalten Augen blickten auf alle mit natürlicher Herrschermiene, als wäre er niemals etwas anderes gewesen.

Bei seiner Frau in der abgelegenen Frauenbaracke zeigte er sich in der ersten Zeit nicht. Sein Blick zitterte unmerklich, wenn er sie geschwächt durch das Tor hinausmarschieren sah. Fela tat in den ersten paar Tagen so, als hätte sie vergessen, dass faktisch sie hier die Herrscherin war. Auf dem Platz zeigte sie sich gemeinsam mit ihm, aber die Befehle ließ sie ihn hinausbrüllen. Sie hängte sich dabei neckisch an seine Schulter und machte eine Miene, als sei sie wild berauscht von seiner bloßen Nähe, als sähe und interessierte sie nichts anderes mehr.

Begonnen hatte sie es als Spiel, hatte vor aller Augen ihre ganze stürmische Wildheit neben ihm freigelassen, sich an ihn gedrängt und seinen rötlichen Nacken umfasst. Aber nach den ersten paar Tagen verliebte sie sich wirklich in ihn. Sie verlor ihre spröde Härte und rückte nicht mehr von seiner Seite. Wenn es auf den Straßen des Lagers etwas ruhiger war, führte sie ihn spazieren und er ging mit. Sie hängte sich dabei an seine starken Arme und ließ ihre Beine in die Luft fliegen. Ihr Geschrei verbreitete sich in den Straßen: Heb mich höher! Ja, weiter so. Trag mich ein bisschen auf den Händen!

Und es sah aus, als habe sie ihr ganzes Kommandantengehabe in seinen langen, rötlich behaarten Armen verloren. Ragner wurde tatsächlich von Tag zu Tag stolzer und strenger. Er wusste, dass in den nachgeordneten Baracken jetzt Wajzenberg, Feldman und die anderen Polizisten von früher saßen. Sie tranken jetzt verbittert Schnaps, und Felas Schwager Wajzenberg war der Einzige, der sich erlauben konnte, leicht angeheitert zu drohen: Das bleibt nicht so. Wir werden auch noch etwas ausrichten.

Ragner zeigte ein verhohlenes Lächeln, das alle abschrecken musste, obwohl nur er selbst den Grund dafür kannte. Die

Krakauer Polizisten hielten sich derweil geschäftig in seiner Nähe auf, trugen ihm selbst das kleinste Detail zu, das sie hörten, und scharten sich um ihre einzige mächtige Festung in Werk C. Er begann, aus seinen besonders engen Freunden eine Anhängerschaft aufzubauen. Fela wollte sich keine Minute mehr mit anderen Sachen abgeben. Deshalb bekam sie nicht mit oder wollte es nicht wissen, dass Wajzenberg einmal zu seiner Cousine in die Baracke gegangen und vor allen Mädchen herumgeschrien hatte: Ich hab gewusst, was die Hure alles zuwege bringen kann! Kann sie denn besser sein als ihr teures Schwesterchen? Es hat sie ausgerechnet nach einem Mann gelüftet, der hier jemanden hat. Solch einen Appetit hat sie ständig. Aber das wird sich rächen. Oh, wird es sich rächen!

Was genau sich für Fela rächen würde, konnte niemand aus seiner Rede heraushören.

IV

Vom Weißen Haus drangen immer öfter Geschrei und Streitereien in die stillen Nächte von Werk C hinaus. Es hieß, Wajzenbergs Frau schlage sich mit seiner kleinen blonden Geliebten. Andere erzählten, der Geliebte seiner Frau erhebe gar Anschuldigungen gegen Wajzenberg. Dagegen waren die glaubhafter, die unter Berufung auf ihr Dienstmädchen erzählten, dass alle Verratenen und Zerstrittenen im Weißen Haus Druck auf Fela ausübten.

Sie sahen sie plötzlich von ihrer schwachen Seite, ohne das strenge Kommandantengebaren, und deshalb gab es vorsichtige Angriffe gegen sie, warum sie einen wildfremden Menschen in die Herrscherfamilie hereingenommen hatte. Außerdem beweise er so viel Selbstständigkeit, dass er eines Tages alle von hier hinauswerfen könne. Und wenn er Macht in die Hand bekäme, würde er auch sie, Fela, nicht schonen! Sie solle sich nur nicht einreden, dass er tatsächlich bis über beide Ohren in sie verliebt sei. Er tue nur so! Später, sobald er seine Stellung gefestigt habe und durch Fela herausgefunden

habe, mit wem man hier in Kontakt stehen müsse, würde er sie als nutzlos hinauswerfen oder sie sogar zum Schießstand schicken. Seine Augen verrieten, zu was er fähig war.

Fela hielt sich zurück, sagte kein Wort, nicht einmal, als ihre alte Mutter begann, ihr Vorhaltungen zu machen und den anderen Kindern recht zu geben. Ein sonderbares Schweigen hatte sie befallen! Nur einmal explodierte sie. Das war, als Wajzenberg sie mit einer ganzen Sintflut hitziger Rede überschüttete: Wie konntest du deinen Verstand verlieren? Ich erkenne dich gar nicht wieder! Immer bist du so clever und scharfsinnig gewesen und jetzt redest du dir sogar ein, dass er nach dir vergeht. Du musst nur die Augen öffnen und die Frau anschauen, die er hier hat. Ich habe sie mir sehr gut angesehen! Es könnte nicht schaden, du würdest sie dir einmal anschauen. Danach solltest du zum Spiegel gehen und dich selbst betrachten, aber in aller Ruhe! Hörst du?

Da brauste sie auf. Die ganze Kälte in ihr zersprang, sie griff sich den erstbesten Gegenstand, der ihr in die Hand kam, und schleuderte ihn dem Schwager an den Kopf. Jetzt hielt er seine Zeit der Rache für gekommen. Er hatte ihren wunden Punkt erkannt und übte Vergeltung für seine Degradierung, für ihren Spott gegen ihn. Sie musste sich setzen. Ihre Augen stachen in ihrem bleichen Gesicht hervor, aber Wajzenbergs doppelter Zorn sprudelte weiter aus ihm heraus und die Funken fielen glühend auf einen verdeckten wunden Punkt in ihrer Seele: Reg dich nur auf! Anstatt im Guten zu reden, wie man es mit Verwandten tun sollte, die es gut mit einem meinen, wirft sie um sich. Du wirst aber sehen: In ein paar Wochen wird Ragners bildschöne Frau hier herausgeputzt sitzen und die Kommandantin, Madame Fela Warkowiczowa, wird Gott danken, wenn sie noch beim Pikrin arbeiten kann. Wenn man denn leben wird, man wird es sehen. Dann soll sie ihre Schläue ausspielen!

Felas Atem ging heiß und keuchend. Es sah aus, als geschehe hier gleich etwas Grausames und Schreckliches. Plötzlich beherrschte sie sich aber und wie durch einen Zauber strömte Farbe in ihr Gesicht. Sie stand hastig auf und lief hinaus. Etliche Minuten später kam sie wieder herein, führte verbissen

schweigend Ragner an der Hand. Im Haus der Kommandanten wurde es still. Niemand brachte mehr ein Wort heraus. Nur Ragner zog ruhig und stolz ein Päckchen deutscher Zigaretten heraus, bot Wajzenberg herausfordernd eine an, nahm sich dann mit einer stummen Geste selbst eine und zündete sie an. Der Rauch hüllte alle in Nebel. Wajzenberg wurde das Schweigen schon langweilig. Er brummte etwas und lief hinaus. Man hörte nur, wie er sich bei jemandem mit lauter Stimme beklagte, als wollte er, man solle ihn drinnen hören: Dass sie nach dem verrückt ist. Sie hat bei ihm den Verstand verloren – und fertig! Da gibt es nichts mehr zu reden.

V

Von allen Seiten hörte Mechele über die Streitereien in der Familie der Kommandanten. Es erzählte darüber der Barackenälteste Frydland, es lästerte über sie der Ingenieur Kurc und von allen Seiten tuschelte die Polizei davon. Auch in Mecheles Baracke hörte man nicht auf, sich darüber zu streiten.

Der kluge und besonnene Wrocławski, ein Warschauer Gelehrter und Intellektueller, der zum Pikrin hineingeraten war, unterstrich auch hier seinen eigenen Blick auf die Geschehnisse: Mein lieber Mechele, lass dir nichts einreden. Sie ist tatsächlich eine Prostituierte, ein Auswurf der Welt und zweifellos ist sie ihm aus Verlangen nachgelaufen und nicht wegen romantischer Geschichten! Aber verrückt ist sie nicht. Sie ist klüger als Wajzenberg und Ragner zusammen!

Warum es dem gelb gewordenen Wrocławski so wichtig war, Fela zu verteidigen, konnte Mechele nicht begreifen. Der Mann redete aber immer so ruhig und vernünftig, dass Mechele ihm zuhören musste. Auch hier hatte er seine Logik: Sie ist, was sie ist! Sie sieht einen schönen strammen Jungen – warum nicht? Und selbst in solch einer Hölle wie der in ihrem Inneren, kann es passieren, dass man sich verliebt. Sie aber hat einen Kopf auf den Schultern und verliert ihn nicht, obwohl sie so tut. Sie weiß, dass er hier eine schöne junge Frau hat, und auch in Bezug auf sich selbst, mit ihrer ganzen

Schönheit, macht sie sich nichts vor. Die Jahre kann man nicht zurückdrehen! Was also denkst du, dass sie tut? Sie will ihn immer größer machen. Mehr will er doch nicht! So lässt sie ihn immer tiefer und tiefer in die Geschäfte hinein. Beim Kommandieren muss man eine Menge Sachen tun, von denen die Deutschen nichts wissen dürfen. Den Kopf kann man dabei verlieren. Sie weiß, wie man das macht, ohne dass ein Vogel etwas davon mitbekommt. Er aber ist ungeschickt und voller Selbstgefälligkeit. Deshalb übergibt sie ihm verschiedene Sachen und tut dabei, als sei sie hilflos, als würde sie sich nur auf ihn verlassen. Dabei ist sie in gar nichts verwickelt und er tut derweil etwas, von dem er selbst nicht weiß, was er da tut. Sollte er später Bedenken haben, wirst du sehen, dass sie ihn am Schopf hat! Er wird keinen Mucks mehr machen können. Sie weiß jedenfalls, wie sie es anstellt, dass jemand ihr ausgeliefert ist! Ihr zu Füßen wird er dann liegen müssen. Dem geringsten ihrer Befehle wird er gehorchen müssen! Soll er ruhig immer mehr Macht haben, immer stärker glauben, dass er hier der ganz große Herrscher sei. Sie wird ihm schon, zusammen mit der Liebe und mit den Geheimnissen, solch bittere Pillen verabreichen, dass er sie weder schlucken noch ausspucken kann. Nicht wenige Kommandantenköpfe hat sie schon geschafft zu demontieren.

Wegen dieser ganzen leise geführten Diskussionen und Meinungen verbreiteten sich immer mehr und mehr Erinnerungen an Fela. Wer weiß? Vielleicht zog sie tatsächlich einen nach dem anderen dort hinein bis in jenen Abgrund der Sünde und der Furcht, aus dem man nicht mehr entkommen konnte?

VI

Ragner breitete sich derweil über das Lager aus. Er begann, die Polizei zu dirigieren, in die Fabrik zu gehen, sich mit Deutschen zu treffen und sie auch im Lager zu empfangen. Im Verlauf von zwei Wochen schaffte er es sogar, ins Weiße Haus einzuziehen, ohne dass jemand etwas dagegen gesagt hätte. Er begann sogar, mit Felas erblühtem Töchterchen um-

herzugehen wie mit einem eigenen und Fela Mutter vertraut zu begrüßen wie eine sehr Nahestehende. Fela ließ ihn vorausgehen, ließ ihn schaffen und rudern. In den Baracken wisperte man, dass sie sich manchmal in der Frauenbaracke herumdrücke, wo Ragners Frau sich befand. Einmal ging sie jener sogar entgegen, schaute sie lächelnd an und wollte mit ihr ein Gespräch beginnen. Ragners Frau verlor die Orientierung, wusste nicht, was sie tun sollte, und blieb überrascht stehen. Als Fela nahe herangekommen war und etwas gesagt hatte, richtete sie sich auf, trat stolz von ihr zurück und ging ruhigen Schrittes fort. Erst in der Baracke fiel sie auf ihr Bett und brach in Tränen aus.

Alle fühlten mit Frau Ragner und schimpften stillschweigend auf Fela, die Räuberin, mit den herbsten Flüchen. Hauptsächlich taten das die neuen Frauen, die Krakauerinnen. Sie suchten alte Lieder über betrogene Frauen und über Männer, denen man nicht glauben durfte. Sie pflegten, sie an den Abenden zu singen zusammen mit den Reden, die die Männer einst gehalten, und die süßen Versprechungen, welche sie gemacht hatten. Das alles wurde Fela zugetragen. Sie machte sich aber nichts daraus. Sie sagte einmal einem Polizisten, der die Frauengruppe zur Arbeit führte, er möge Frau Ragner im Lager zurücklassen. Diese lehnte aber das Privileg ab und ging weiter in der Reihe.

Nur einmal passierte es. Werk C hatte die Augen überall, sogar an den verstecktesten Orten. Deshalb bemerkte man einmal in der nächtlichen Finsternis zwei Schatten. Einer war groß und uniformiert und der zweite klein und weinend. Der kleine Frauenschatten schimpfte und schrie und der große beugte sich hinab über sie und liebte und herzte sie.

Man konnte sich auf die Verbreiter der Neuigkeiten und die Klatschmäuler verlassen! Und diese wussten genau, dass der große Ragner und seine Frau dort zwischen den Bäumen gewispert hatten. Sie hatte ihn auf geschickte Art rufen lassen. Irgendein Polizist, der mit ihr sympathisierte, hatte seine Hand im Spiel.

So findet das Zusammentreffen tatsächlich statt. Sie hat geweint, sich die Haare gerauft und es ihm offen gesagt: Sie

könne nicht mehr. Ohne ihn könne sie nicht leben. Und nicht nur das: Es passieren so Dinge, man hört auf, sich lieb zu haben, es ist zu spät, man verläuft sich in verschiedene Richtungen, man sieht sich nicht mehr und man ist frei. Sie weiß aber, dass er sie weiterhin liebhave, alle wissen es. Die Schande ist groß. Hier kann sie das nicht ertragen! Alle Mädchen und Weiber starren sie wie eine wundersame Erscheinung an. Sie hat sich schon etliche Male das Leben nehmen wollen, sogar schon angefangen, sich die Adern aufzuschneiden, hat es aber nicht zu Ende bringen können. Sie hat sogar schon Gift in der Fabrikhalle eingenommen. Das hatte aber nur zu einer Ohnmacht geführt. Danach haben die Freundinnen sie gerettet und zurückgebracht. Sie wird es aber wieder tun. Anders geht es nicht. Sie will ihn noch einmal sehen, umarmen, sich verabschieden, bevor ...

In jener Nacht weint er, klammert sich an sie. Sie möge ihn verstehen! Er hat es anders gemeint. Nur eine kurze Zeit, hat er gehofft und danach würde alles gut sein. Sein Plan ist klar gewesen, genau berechnet, er hat nur etwas übersehen. Jetzt geht es nicht mehr! Er kann es nicht anders machen, solange sie in Werk C sind. Er darf es nicht. Sie könnten beide verloren sein, und er will noch leben. Deshalb müsse sie jetzt ablassen von ihm, ihn vergessen. Er darf sich nicht einmal mit ihr treffen. Es sei denn, es ergäbe sich eine außergewöhnliche Gelegenheit, die man vorher nicht planen könne. Jetzt ist er ein Gefangener, ein Eingeschlossener. Sie soll es wissen und deshalb soll sie hier alles tun, was es ihr bequemer machen kann. Sie soll ihr Leben leben, sie soll hier frei sein. Lieb? Gewiss hat er sie lieb! Aber in Werk C kann man nicht an solche Sachen denken. Hier ist das Leben anders und man muss es mit allen Mitteln hüten, die irgend gehen. Er darf nicht anders denken. Sie soll das wissen!

Am Morgen konnten die Mädchen ihrer Baracke Frau Ragner kaum aufwecken. Wie es aussah, hatte sie etwas geschluckt. Aber der Abklang des schattigen Zusammentreffens war auch im Weißen Haus spürbar.

Nach etlichen Wochen hörte man plötzlich Felas strenge und drohende Stimme wieder. Etwas schrie sie dort, und

Ragner rechtfertigte sich ständig. Er war untertänig, schmeichelnd. Aber bald danach ging er über zu scharfen Erwiderungen. Er richtete sich sogar zu seiner vollen Größe auf, erklärte ihr, dass er hier in Werk C kein Jüngelchen sei, das man sich erlauben könne, anzusprechen. Kommandant sei er! Polizeikommandant! Aber erst dann verlor Fela die böse Strenge. Sie brach in ein Gelächter aus, vor dem es Ragner zu schauern begann. Sie öffnete ihn nur ironisch nach und lachte dabei immer lauter und zügelloser: Kommandant! Aber nur, solange ich mich ausruhen wollte, mich über deine Macht amüsiert habe. Ich brauchte das, weil es mir so gepasst hat. Wie kann Fela einen Hallenmenschen liebhaben? Ich habe dich angestoßen, dich heraufgezogen. Willst du, dass ich von dir genug haben soll? Jetzt kannst du das bei mir erreichen. Ich kenne dich schon. Du brauchst nicht bei Nacht in eine Waldecke in die Finsternis zu kriechen. Du kannst zurückgehen, wenn du willst. Ich erlaube es offen. Bloß diesen Hut mußt du als Pfand zurücklassen, mehr nicht.

Wie sie dort miteinander übereingekommen waren, konnte Werk C nicht begreifen. Man konnte aber Fela wiedersehen, wie sie wie in früheren Zeiten durch die Baracken jagte, bei den Appellen schrie und Kommandos auf dem Hof gab. Sie lächelte wieder mit ihren geschwungenen Lippen die deutschen Meister an und klopfte überall an. Jetzt warf sie sich mit dem ganzen Schwung wiedergefundener Macht aufs Kommandieren.

Neben ihr tauchte manchmal Ragner auf. Dieses Mal aber folgte er ihren Wegen, mit maskenhaftem, verlorenem Ausdruck im Gesicht. Er lauschte sorgfältig ihren Reden und wenn sie es sehen konnte, nahm er ihr kleines schreiendes Mädchen auf den Arm, küsste es laut und vernehmlich und liebte es mit aufgesetzt zarter, kriecherischer Stimme: Feluscha, kleine Feluscha!

Fela hörte zu, manchmal tat sie, als sähe sie es nicht, und manchmal konnte sie sich nicht beherrschen und lief zu ihm hin. Sie küsste ihn dann wild und strich ihm wie einem erschrockenen Jungen vor aller Augen über die blonden, streng geschnittenen Haare.

Kapitel vier

I

Der neue Strom Menschen aus Krakau war anders als die früheren. Während der Majdaneker Transport dürre pfiffige Jungen mit leeren Händen brachte, die sich mit ihrer Flinkheit und ihrem Erfindungsreichtum zu helfen versuchten, brachte der Krakauer Transport große, gesunde Gemeinschaften mit Geld und Wertsachen.

Polizisten und Vorarbeiter begannen, sich in ihrer Nähe herumzudrücken. Man wollte an ihnen verdienen und machte sich deshalb vertraut mit ihnen. Allmählich kauften sie alle leichteren Arbeitsplätze auf, von denen man nach und nach die alten Arbeiter herausnahm und diese in die spärlich besetzten Hallen hinüberschickte.

Solch bequeme Abteilungen wie »Schmitz«, »Bau«, »Halle 12« und andere füllten sich mit den Menschen des Krakauer Transportes. Dagegen füllten sich die Gießereien und die Granatenhallen mit den alten Arbeitern der früheren leichteren Plätze. Es gab schon Vermittler, die wussten, wie man bis zum Kommandantenhaus oder zu Ragner vordringen konnte. Danach flossen die Summen in allerlei Währungen oder Gold zu den Kommandanten.

Über das magere bedauernswerte Werk C jagte ein Hauch von Reichtum, von Geld und Lagerluxus, der sich auch auf die alten Werk-C-niks auswirkte. Ein Teil der Neuen mit Geld oder Wertgegenständen trachtete danach, neben der mageren Portion noch ein Stück Brot essen zu können. Sie suchten auch nach einem Apfel oder einem Stück Wurst. Das konnten ihnen vorerst nur die alten Werk-C-niks beschaffen. So begann ein stiller Handel mit den Polen der Fabrik. Diese begannen wieder, lange zerschnittene Brote zu bringen und für sie etliche Male so viel zu nehmen, wie sie in der Stadt dafür bezahlten.

Die Werk-C-niks kauften sie und schmuggelten sie hinein, nahmen bei den Neuen allerlei Wertgegenstände, um diese den Polen zu verkaufen. So verdienten auch die Armen und Nackten einen zusätzlichen Bissen.

Es war abzusehen, dass diese Art Jagd den Deutschen und dem Werkschutz nicht lange verborgen bleiben konnte. Man wollte aber nicht über später nachdenken. Hauptsache, man machte vorerst nach Herzenslust mit! Im Lager vermehrten sich die geheimen Läden unter den Mädchenbetten und zwischen den Spalten der Baracken. Man konnte schon häufig beobachten, wie einige der Menschen sich Brot von einem ganzen Laib abschnitten und das Brot gar mit Butter bestrichen.

Auch die Frauengruppe von Krakau war ganz anders als die vorhergehenden. Jeder deutsche Kommandant, der in seiner Gegend Selektionen durchführte, hatte seinen besonderen Geschmack, wen er am Leben ließ. Mit dem Majdaneker Transport kamen in der Mehrzahl kleine, schlanke Mädchen. Ihr Charme bestand in ihrer jungen Lebendigkeit, ihren schön geformten Lippen und in ihren funkelnden einnehmenden Augen.

Dagegen brachte der Krakauer Transport große, ausgewachsene Frauen mit kräftigen Leibern und Gliedmaßen mit sich. Sie gingen mit festem Schritt und sahen riesig aus zwischen den Gruppen der früher gekommenen Mädchen. Sie brachten anständige Kleidung mit und hüteten ihre modische Ausstattung, als ginge es hier darum, ein bisschen Zeit in einem entlegenen Dorf abzuwarten und sich davor zu bewahren, die großstädtischen Manieren und Moden zu vergessen.

In ihrem bedächtigen Wirrwarr war es noch nicht erkennbar, dass sich besondere Typen herauschälten. Aber mit ihrem gewichtigen Einmarsch ins Lager wurde deutlich, dass sie hier die ganze Ordnung umkrempeln würden. Sie hielten sich in der ersten Zeit abgesondert, befreundeten sich nur mit den Männern des eigenen Transportes und erzählten von ihrem ehemaligen Leben, als sie weit von der Masse der im Ghetto Lebenden entfernt waren. Man erzählte sich sogar, dass sich unter den großen, schön gestalteten Frauen und Mädchen eine Anzahl Konvertierte befanden, welche sich noch immer

für Christinnen hielten und hier mit den Juden nichts zu tun haben wollten.

Die alten Werk-C-niks, die den Krakauer Transport mit Spott aufnahmen, wie man frisch Ankommende immer aufnahm, zogen sich allmählich in ihre Ecken zurück und machten den Stärkeren, Reicheren und Gesünderen Platz. Auch die Mädchen spürten, dass hier andere gekommen waren, die den ersten Platz einnehmen würden. Hier war ein Ort, wo feste gesunde Gliedmaßen jüdische funkelnde Augen und dunkelhaarigen Charme zur Seite drängten. Die Polizisten begannen, sich um die Krakauerinnen zu drängen, ihnen die leichteren Arbeiten zuzuschansen und um sie herumzuscharwenzeln. Und jene nahmen es mit strenger fraulicher Würde und der großstädtischen Kultiviertheit der galizischen Aristokratie auf und betrachteten alles wie etwas Natürliches, wie eine Sache, die ihnen sowieso zustand.

Ein Großteil von ihnen sprach frei und flüssig Deutsch und konnte sich leicht mit den Meistern in den Hallen in Verbindung setzen, mit ihnen über vertraute deutsche Angelegenheiten sprechen, und sie genossen deshalb bei den verschiedenen deutschen Meistern und Befehlshabern das beste Ansehen. Selbst der mörderische und kranke Melancholiker Dr. Rost ließ sich beeindrucken, und wenn er eine der großen schönen Frauen mit einem vollen, gutgeschnittenen Gesicht sah, lächelte er kränklich und ließ sich von ihr zur Seite führen, wo er mit ihr ganze Stunden diskutierte.

In der Fabrik war ein neuer Atem zu spüren. Die Polen orientierten sich an den Deutschen und fingen auch an, den Krakauer Damen, die sie mit ihrem gebildeten Polnisch und dem ständigen Einstreuen von Zitaten der polnischen Klassiker und berühmter Schauspieler irritierten, mehr Aufmerksamkeit zu schenken. Sie wurden beim Anblick solch aristokratischen Ansturms, mit dem sie im Traum nicht gerechnet hatten, etwas nachgiebiger. Es stellte sich heraus, dass sich hier eine Idylle entspann, in der man die schwere Zeit würde überleben können. Alles wurde plötzlich so leicht, so freizügig, dass man sich wünschte: Es soll bloß lange anhalten. Oh, es soll nur nicht zerstört werden.

Bei Frydland in der Baracke begannen alle, den klugen Pikriner Wrocławski zu hassen, der gerade in der letzten Zeit depressiv und nüchtern geworden war, und der ständig brummte: So fängt es immer an. Man kennt schon solche Friede-Freude-Zeiten, wenn man sich küsst und mit ihnen turtelt. Lasst uns hoffen, dass ich falsch liege, wenn ich sage: Damit blendet man uns die Augen, damit man nicht sieht, was sich weiter vorbereitet.

Wer wollte das in solchen Zeiten hören von einem eingeschworenen Schwarzseher, der dazu noch völlig bestäubt vom Pikrin war? Wie viele ruhige Wochen hatte man denn hier, alles in allem, sollte man sich die kaputtmachen lassen von solch trockener, unwölkter Zunge wie Wrocławskis?

II

Es zeigte sich, dass in dem Krakauer Transport allerlei Arten von Menschen vertreten waren. Gleich nach der Ankunft schälte sich ein großer, gesunder Mensch heraus, dem viele einen besonderen Respekt entgegenbrachten. Als man begann, die Arbeit einzuteilen, ging er ganz dreist und sicher zu Wajzenberg: Ich werde nicht in die Fabrik zum Arbeiten gehen. Nun, sagen Sie mir: Wie kann ich es anstellen, dass die Deutschen das nicht bemerken?

Wajzenberg stand verwundert da: Was hieß das? Jener bestimmte, dass er nicht in die Fabrik gehen würde? Wer hatte das so entschieden? Er regte sich deshalb auf und schrie: Was bist du für einer? Geh erstmal und stell dich in die Reihe, bevor ich dir etwas anbieten werde. Danach werden wir weitersehen.

Aber jener blieb stolz und aufrecht stehen. Seine großen milden Augen schauten den Kommandanten direkt an, als sei das gar nichts. Seine Stimme wurde singend gedehnt und entschlossen zugleich: Ich bin der Helbromer Rabbi. In ganz Galizien hatte ich meine Chassidim. Im Krakauer Lager haben mir Wunder beigestanden und keiner der Teufel hat mich erkannt. Gott, gesegnet sei sein Name, hat mir geholfen

und ich habe ein derbes Gesicht, grobe Backen und solche Hände bekommen, dass ... ach, besser man redet gar nicht davon! Aber auch dort habe ich nicht gearbeitet. Man hat etwas für mich gefunden. Was also? Heißt das, es wird hier anders sein? Und was ist mit Gottes, gesegnet sei er, Willen? Wie viele Rabbis sind denn geblieben, dass auch der Helbromer in die Fabrik gehen muss und dort den Kopf unter die Hände eines Esau legen?

Seine Rede berührte Wajzenberg. Er stand verloren unter dessen Blick und kämpfte mit allen Mitteln dagegen an, unter die Wirkung der Rede des Rabbis zu fallen. Er hasste die Chassidim und doch schreckte er vor einem Rabbi zurück. Er wollte ihn deshalb grob abservieren: Nun, da hält er vor mir schon eine ganze Predigt! Zieh dich besser in deine Ecke zurück, wir werden über dich noch beraten.

Jener wich aber keinen Millimeter in seiner Sicherheit zurück: Sich beraten, da gibt es nichts. Ihr überlegt euch besser, wie ...

Wajzenberg wusste danach selbst nicht, wie es dazu kam, dass er auf solche Dreistigkeit nicht reagierte. So zu ihm zu reden, das hatte er schon lange nicht mehr gehört. Aber am nächsten Tag erfuhr er, dass auch Ragner an seinem ersten Tag des Kommandierens über das Lager mit dem großgewachsenen Juden mit dem frommen Singsang in seiner Rede zu tun bekommen hatte. Ragner war höflich zu ihm, zustimmend und erzählte später sogar Fela davon. Auch Felas fromme Mutter hatte zugehört und war vor Glück aufgesprungen: Die ganze Stube ist voll mit Unreinem, mit Sünde von Sodom! Die Hölle mischt sich hier unter. Und sie musste all dem zusehen! Was da bloß alles in dem Zimmer ihrer Tochter geschah! Und nun schickt Gott so ein Glück: einen chassidischen Rabbi, zu dem man einst von wie weit gefahren ist, vor ihm das Herz auszuschütten und um einen Segen zu bitten. Für wen also sollte sie Fürsprache einlegen, wenn nicht für ihn?

Vor großer Freude lief sie zu ihrem ältesten Schwiegersohn, dem Brotkommandanten Feldman, und zog ihn an den Rockschößen. Jener beeilte sich aber nicht, wollte vor der Frau und der Schwiegermutter seine Wichtigkeit demonstrieren,

deshalb brachte er sie zum Schweigen, beruhigte sie: Schwiegermutter, beruhigen Sie sich einen Moment. Nicht alles wird so heiß gegessen, wie es gekocht wird! Verlassen Sie sich auf mich. Zuerst muss man hingehen und nachforschen. Es kann sein, dass das gar einer von den ganz kleinen unwichtigen Rabbis ist. Wie kann eine Jiddene eine Expertin in solchen Sachen sein? Er sagt, nun, egal was einer selbst sagt. Ich aber werde das schon herausbekommen und sehen, wie die Dinge liegen.

Später kam Feldman mit gelassenen ruhigen Schritten herein, setzte sich hin und wischte sich den Schweiß ab. Dabei ließ er die Frau und die Schwiegermutter eine Weile in Spannung warten und sprach erst danach wie ein Experte, kurz und verwickelt: Ja, Schwiegermutter, das ist es, er ist tatsächlich einer von jenen. Sie wissen schon ...

Mehr hatte die Alte nicht gebraucht. Sie sprang von ihrem Platz auf und wollte loslaufen, aber Feldman hielt sie zurück, beruhigte sie: Da gibt es nichts zu laufen, werte Schwiegermutter. Mit solch einem Menschen muss man wissen, wie zu reden! Ich bin doch nicht euer Wunderkind Wajzenberg. Ich bin hingegangen zu ihm in die Baracke, hab mich ihm gegenübergesetzt und sein Gesicht und die Augen betrachtet. Danach habe ich seiner Stimme gelauscht. Ich kenne mich aus mit solchen Sachen! Einen Rabbi kann man auch an der Stimme erkennen. Man muss nur wissen, wie. Erst danach, als ich gesehen habe, wen ich vor mir hatte, habe ich ein Zitat aus dem Tanach⁶ herausgelassen, ein bisschen Gemara⁷ hinzugefügt, was man noch aus der Kindheit kennt. Erst dann haben seine Augen aufgeleuchtet und er wollte mich einfach umarmen. Oh, ein Jid! Was für ein Jid! Nun, Sie verstehen schon, wie man zu ihm reden muss? Wajzenbergs Zunge ist dazu nicht geeignet.

6 Tanach ist eine Bezeichnung für die Hebräische Bibel. Der Name ist ein Akronym der Teile Tora (Weisung), Nevi'im (Propheten) und Ketuvim (Schriften).

7 Die Gemara (Kommentar zur Mischna) bildet zusammen mit der Mischna (mündliche Überlieferung) den Talmud.

Dem alten Feldman hatte die hohe Abstammung seines zweiten Schwagers niemals gepasst und bei jeder Gelegenheit stichelte er damit gegenüber seiner Schwiegermutter, als sei sie schuld daran. Praktisch war er der Erste, der sich für den gekommenen Rabbi einsetzte. Als Erstes brachte er ihm einen Laib Brot mit Marmelade. Danach fragte er wegen eines Min-jan⁸ nach, den man an den Jamim Noraim⁹ stellen sollte. Es wird in einer Woche schon Rosch ha-Schana sein. Was kann man tun?

Aber der Rabbi hatte Gebetbücher mitgebracht und sogar einen Schofar¹⁰ ins Werk C zu bringen war ihm gelungen. Außerdem war er ein weithin bekannter Vorbeter! Man erkannte es an seiner singenden Redeweise! Wie also könnte Feldman ihn fallenlassen? Danach war schon seine Schwiegermutter hineingestürzt zu Fela, hatte gelärmt, gebeten und gewarnt: Fejgele, ich sag dir, Fejgele. Du bist sündig. Du wirst dich nicht loskaufen können. Verstehst du überhaupt selbst, was du tust? Und hier ist jetzt einer gekommen, ein Zaddik¹¹, sag ich dir! Ein großer Mensch. Versündige dich zumindest an ihm nicht, denk daran!

Fela wollte nicht einmal zuhören. Was ging sie ein solches Individuum an? Es war aber ihr Honigmond mit Ragner und ihre Stimmung war anders als sonst, eine milde und glückliche. Darüber hinaus stöhnte die Mutter jedes Mal, wenn sie Ragner bei ihr sah: Sodom! Ganz einfach Sodom. Nichts anderes.

So wollte sie mit irgendetwas ihre Mutter zufriedenstellen. Außerdem hatte eine verborgene Neugier sie ergriffen. Wie sie vor denen immer Angst gehabt hatte! Deren lange schwarze Bärte! Die strengen Augen, die sie auf die Sündigen hefteten! Und jetzt hatte sie einen bei sich, in ihrem Machtbereich. Wie jedes Mal, wenn solch ein Gefühl an ihr zog, lief sie hinaus.

8 Anzahl von zehn Juden, die für ein Gebet benötigt werden.

9 Die »Zehn ehrfurchtsvollen Tage« zwischen Rosch ha-Schana (Neujahrsfest) und Jom Kippur (Versöhnungstag).

10 Widderhorn, das u. a. an Rosch ha-Schana und Jom Kippur geblasen wird. Es kündigt auch das Kommen des Messias an.

11 Gerechter, Rechtschaffener. Im Chassidismus Bezeichnung für einen hoch angesehenen Mann.

Später kam sie fröhlich und übermütig zurück, als sei sie wieder in jenes wilde Dorf mädchen ihrer Kinderjahre verwandelt worden. Sie stürzte sich auf ihre Mutter und umarmte sie: Ich habe ihn gesehen, deinen Zaddik. Er gefällt mir, Mama! Gar nicht so, wie sie, die Rabbis, von denen man erzählt. Er hat solch große blaue Augen. Und als ich hereingekommen bin, hat er sich hingesetzt und mir in die Augen geschaut und so schön geredet. Er hat mir sogar eines seiner früheren Fotos gezeigt, auf dem er so einen schönen Bart hat, einen so schwarzen und langen. Und aus dem vollen Gesicht blitzen die Augen hervor! Er gefällt mir! Ich lasse ihn vorläufig bis nach den Feiertagen im Lager. Du hast Recht, Mama, solch einen Rabbi kann man hier vielleicht noch brauchen.

Und die Mutter lächelte glücklich.

III

Es blieb dabei, dass der Helbromer Rabbi vorgeblich der Aufseher seiner Baracke war. Früher hatte man solche nicht gebraucht, weil niemand etwas besaß. Jetzt aber hatten alle Wertsachen mitgebracht und beim Rabbi würde niemand stehlen. So saß er den ganzen Tag über den paar Büchern, die er mitgebracht hatte, und empfing die Mutter der Kommandantin, den alten Feldman und noch ein paar Juden, die anfangen, zu ihm hereinzukommen. Von allen Seiten brachte man ihm Brot, mehr, als er brauchte. Er nahm deshalb gegen Brotportionen Menschen in Dienst, die ihm die Baracke sauber hielten und ihn bedienten.

Er selbst saß über einem heiligen Buch, summt leise vor sich hin und erzählte seinen paar Zuhörern allerlei schöne Geschichten vom Baal Schem Tov¹², über Feinde der Juden, die ein schlechtes Ende genommen hatten und über die große Tugend der Juden, die man im Himmel so hart strafte, weil man sie so lieb hatte und man wollte, dass sie Buße tun. Auch

12 Israel ben Elieser, um 1700–1760, gilt als der Begründer des Chasidismus.

Fela begann, dem Helbromer mit einem Lächeln zu begegnen, in seiner Baracke vorbeizuschauen und zu verweilen, mit ihm zu debattieren. Irgendwie war es ihr äußerst wichtig, ihn in Verlegenheit zu bringen mit ihrer offenen Rede, wie sie es mit anderen Zurückhaltenden im Lager auch gern tat. Dabei konnte sie ihre versteckte Angst vor einem von denen nicht ersticken, die näher an einer anderen Welt waren, von der eventuell einmal alles Glück, Leben und Erfolg abhängen konnte.

Alles an so einem zog sie an: Wie dachte der Rabbi über sie? Wie fühlte er sich, wenn er aus nächster Nähe mit einer Frau redete, mit ihr zum Beispiel? Wie fühlte er sich überhaupt in seiner Zurückgezogenheit, mit seiner Distanz zu allen Lebensstürmen, die in ihr und ihresgleichen so sehr tobten? Wie konnte er anders sein, wo er doch auch groß und erwachsen war? Wenn seine Stimme so überzeugend, warm und breit war. Und seine Augen wie kleine blaue Flämmchen flackerten.

Der Helbromer empfing sie mit Untertänigkeit, brachte ihr Respekt entgegen. Aber wenn sie begann, ihn mit solchen Reden, die ein Rabbi nicht hören durfte, in Verwirrung zu bringen, wehrte er sich mit leiser milder Stimme: Man darf so nicht reden, Kommandantin, man versündigt den Mund.

Tatsächlich hielt er einen Minjan bei sich in der Baracke auf Rosch ha-Schana mit allem Drum und Dran. Dutzende Menschen füllten die Baracke, andere standen draußen und hörten zu. Polizisten standen dabei und passten auf, dass nicht zufällig jemand von den Deutschen oder vom Werkschutz vorbeikam.

Zusammen mit dem Rabbi wurden auch etliche gute Schüler sichtbar. Es fanden sich auch der Sohn eines rabbinischen Richters ein, sowie ein ehemaliger Rabbi eines kleinen Städtchens, welche bis jetzt ihre Herkunft verborgen gehalten hatten. An sie hängten sich noch etliche Juden, trieben Tallit¹³ auf und blieben an Rosch ha-Schana im Lager. Von ihnen wehte eine fromme, ehrfürchtige Stimmung über das ganze Lager. Niemand sagte ihnen ein lautes Wort deswegen. Und als sie sich an Rosch ha-Schana beim Helbromer im Zimmer

13 Gebetsschal.

versammelten, eingehüllt in Tallit, geschah etwas, das alle in Staunen versetzte.

Kommandant Wajzenberg platzte in die Baracke herein. Mit seinen stechend bösen Augen musterte er die zusammengedrängten Menschen. In einer Ecke erblickte er seine Schwiegermutter mit einem Gebetbuch in der Hand, seinen Schwager Feldman mit einem Tallit auf dem Kopf, den Rabbi und die paar flackernden Kerzen aus Fabrikwachs, die in ihren geschmolzenen räuchernden Tränen schwammen. Danach hörte er eine Weile der Stille zu, die bei seinem Eintreten alle befallen hatte.

Es war offensichtlich, dass jetzt in ihm ein böser Kommandantenzorn mit einer erschrockenen Rührung kämpfte, die ihn befallen hatte. Er murmelte deshalb böse: Was bin ich denn? Ein Bandit aus dem Wald oder was? Warum ist es so still geworden?

Er wollte noch weiterreden, aber seine Stimme brach ab, verstummte. Er zog deshalb hastig etwas aus seiner Tasche und ein kleiner schwarz-weißer Tallit flatterte zitternd in seinen Händen. Er legte ihn stumm um seine Schultern, bahnte sich schweigend einen Weg zu der Ostwand¹⁴ und blieb dort verloren stehen. Von allen Seiten richteten sich verstohlen die Blicke auf ihn. Seine Schwiegermutter wischte sich die laufenden Tränen ab. Nur der Helbromer fing sich schnell wieder. Er stimmte seine Halsstimme an und brummte mit ersticktem Enthusiasmus weiter: – Uschmor zejtejnu ... uwoejnu ... lechajim uleschalom ... oj-oj-oj ...¹⁵

IV

Mit seinem Rosch ha-Schana-Beten nahm der Helbromer das ganze Lager ein. Gleich in der Frühe erschien auch Fela in der Baracke. Sie hatte den Kopf mit einem frommen Schal verhüllt und setzte sich in eine Ecke. Sie hatte auch den erstaunten,

14 In Richtung der Ostwand der Synagoge wird gebetet.

15 »Schütze unser Hinausgehen ... und unser Kommen ... Sicher und heil ...«

einfältigen Ragner mitgezogen, der in seiner Uniform steif dasaß, mit dem schweren Polizeihut auf dem Kopf und auf die Betenden starrte. Er befand sich das erste Mal in seinem Leben zwischen solchen Juden, noch dazu beim Beten, als ein Teil von ihnen solch merkwürdige Kleidung über die Köpfe geworfen hatte.

Er war so weitgehend assimiliert, dass er gar nichts von Juden und ihren Bräuchen wusste. Deshalb saß er unbeweglich erstarrt da und staunte, dass die Menschen so in das gottesfürchtige Gebet vertieft waren. Es wäre ihm nie in den Sinn gekommen, dass auch sie, die wilde zerzauste Fela ... Er konnte kaum erwarten, dass Fela ihn unauffällig anstupste: Komm.

Draußen beobachtete er, wie die Polizisten an die Fenster liefen, etliche Brocken des Gebetes aufschnappten, feuchte Augen bekamen und zurückgingen. Andere drängten sich gar in die Baracke hinein und blieben dort stecken. Selbst der große, wilde Schläger Kaufman konnte sich nicht zurückhalten und drängte mit aller Kraft hinein. Er ergriff das erstbeste Gebetbuch, das jemand hielt, am Rand und begann, von dort Stück um Stück heiße Worte mit seinen blassgewordenen Lippen herauszustößen. Er nahm alles schnell auf, wartete kaum, bis die Zeile beendet war, und ging mit zögernden Schritten zum Helbromer: Rabbi. Ich bin hier ein Verkaufter, ein Knecht. Ich muss schon in die Küche fahren, das Mittagessen für das Lager zu holen. Ich werde deshalb nicht beim Musaf¹⁶ sein können. Ich bitte Sie: Denken Sie an mich. Und gedenken Sie auch meiner Braut, die in der Halle zerrissen wurde. Guza Bat Rachel Lea. Sie werden es nicht bedauern, Rabbi.

Und hinaus ging er mit gesenktem Kopf.

Von allen Seiten zog es die Menschen zu jener Baracke, sie lehnten sich an die Wände, spitzten an den Fenstern die Ohren und seufzten vernehmlich, weinten und sprachen voll Trauer die Wörter mit angstvollen Lippen nach.

Die Stimmung des ganzen Lagers trug sich hinüber auch zu den Menschen der Verwaltung. Der Helbromer brachte jene

16 Zusatzgebet, das zu bestimmten Zeiten an das Morgengebet angefügt wird.

oberste Welt dem Werk C näher und alle begannen auf einmal zu fühlen, dass man auch auf jener Welt, irgendwo zwischen Himmel und Wolken, einen Fürsprecher brauchte. Am meisten erschrecken die Schläger und die Mächtigen des Lagers: Rosch ha-Schana!

Fela bat mit frommer Furcht im Gesicht den Rabbi, des Namens ihres erschossenen Mannes zu gedenken. Von allen Seiten drängte man sich zu ihm, wollte ihm näherkommen wie zum einzigen Vertreter des Himmels in Werk C. Nicht nur einer von ihnen hatte etwas, wovor sich zu fürchten. Ein Teil von ihnen hatte einfach nicht den Mut, ein Siddur¹⁷ oder ein Machsor¹⁸ zu nehmen, sich hinzustellen und mit Gott zu reden mit Wörtern, die man selbst nicht verstand. Ein ganzes Jahr hatte man getan, was man getan hatte. Die Rechnung sah einfach aus: Man dachte überhaupt nicht an etwas Höheres! Gott hatte uns vergessen und wir haben ihn vergessen. So war alles ausgeglichen.

Aber jetzt, als die paar Frommen mit den sich schüttelnden Körpern ihn mit Gewalt wieder herabholten, ihn an die Existenz von Werk C erinnerten, sah er vermutlich alle, guckte in jedes Herz hinein und begann, sich zu erinnern, was jeder Einzelne hier getan hatte. Man musste tatsächlich zittern! Ein Teil der Starken im Lager begann, in die Fabrik zu verschwinden, sie wollten nicht im betenden Werk C bleiben. Hier zu sein machte Angst, dagegen war die Fabrik groß und man konnte sich unter die Hallen und die Maschinen mischen. Dort hörte man kein sanftes Weinen und keinen jüdischen Seufzer, das ganze Rosch ha-Schana, mit allen obersten Kontrollen, würde nicht bis dorthin reichen.

Den fremden Ragner verwirrte das alles. Er ging im Lager umher, schaute allen in die Augen und konnte nicht begreifen, wie sich innerhalb eines Tages alle so verändern konnten. Nichtsdestotrotz, Juden! Die neue Welt erschreckte ihn und zog ihn an. Er suchte ein paar vergessene jiddische Wörter

17 Gebetbuch für den Alltag und für Schabbat.

18 Gebetbuch für die Feiertage.

hervor, mit denen er sich mit dem Helmbromer unterhalten wollte, ihn fragen, ihn anhören.

Der Helbromer selbst nutzte den Tag, um immer mehr der betenden Menge untereinander zu vereinen und zusammenzuziehen. Er brannte, redete pathetisch und hörte dabei nicht auf zu ermuntern: Und wenn wir hier sind, was macht es? Soll man schon alles vergessen? Die Welt ist noch nicht zu Ende. Der Rebojno-schel-Ojlem¹⁹ wird noch einige von seinen Juden brauchen. Er wird keine Welt ohne sie führen können, ihr werdet sehen! Dann wird er anfangen, sich in der Welt umzuschauen, zu suchen. Wir müssen bereit sein dafür. Genau wie einst die Vorfahren. Und wie Schmucl ha-Nowi²⁰ bei Eli-ha-Cohen²¹ werden wir dann seine suchende Stimme hören und wir werden plötzlich ein Geschrei anstimmen: Wir sind hier, unser Gott!

Einen Mangel an Essen gab es bei ihm nicht. Man brachte ihm von etlichen Baracken, vom Kommandantenhaus und Felas Mutter begann sogar, ihm ein wenig dünne Suppe aus Kartoffeln zu kochen. So saß er und begann, mit seinen vollen Lippen sanft zu segnen, zu wehklagen, zu trösten. Und im Verlauf weniger Tage wurde seine Baracke ein angesehener Ort im aufgewühlten Werk C.

19 Schöpfer der Welt.

20 Prophet Samuel.

21 Hohepriester Eli.

Kapitel fünf

I

In Werk C begannen sich an allen Orten Pärchen zu bilden. Jeden Abend konnte man beobachten, wie schnell Bekanntschaften geschlossen wurden, wie man schnell vertraut miteinander wurde und danach wieder tauschte. Nach Felas Verbindung mit Ragner war anscheinend eine letzte Grenze zwischen »meins« und »deins« auf dem Gebiet gefallen. Die Freizügigkeit verbreitete sich von Baracke zu Baracke, wo immer es möglich war. In den Mädchenbaracken entstanden immer mehr und mehr abgeteilte Ecken. Ein Mädchen, das einen Cousin gefunden hatte, mit dem es zusammenkam, wollte ihn schon neben sich haben. Deshalb nähte es aus etlichen Lumpen einen Vorhang, der es von den Betten seiner Nachbarinnen abtrennte. In der engen Finsternis schirmte er den Geliebten vor den Augen der anderen ab, wenn er zu dem Mädchen hereinkam. Das hatte Auswirkungen auf den Gemütszustand der anderen und jede Einzelne versuchte verzweifelt, aus ihrer neidvollen Einsamkeit herauszukommen.

In den ersten Tagen versuchten sogar Fela und Wajzenberg, das System der abgeteilten Betten zu bekämpfen, sie riefen die Mädchen mit den schlimmsten Namen und drohten mit den ärgsten Strafen. Allmählich aber durchbrachen die Polizisten das Verbot und nicht nur eine Mädchenbaracke verwandelte sich in ein Netz kleiner finsterner Kämmerchen, neben denen offene, nackte Betten wie verschämt standen.

Das Jahr 1943 näherte sich dem Ende, allerlei Gerüchte von der Front begannen ins Lager einzusickern. Die deutschen Meister brummelten von einem schnellen Ende und niemand wusste, was sie damit meinten.

Die eingefleischten Pessimisten legten fortwährend dar, dass die Geschichte der jüdischen Lager bald enden würde. Die